



Hárs Endre

Aufklärung über den Menschen

Einführung in die Kultur-
und Mediengeschichte
des 18. Jahrhunderts

Hárs Endre

Aufklärung über den Menschen

Einführung in die Kultur- und Mediengeschichte des
18. Jahrhunderts

Egyetemi jegyzet

Hárs Endre: *Aufklärung über den Menschen. Einführung in die Kultur- und Mediengeschichte des 18. Jahrhunderts*

Egyetemi jegyzet

Copyright © Hárs Endre, 2020

A borítókép forrása:

Herrn von Buffons Allgemeine Naturgeschichte. Eine freye mit Zusätzen vermehrte neue Übersetzung. Dritter Theil. Berlin 1771. Bey Joachim Pauli Buchhändler

<https://archive.org/details/herrnvonbuffonsao3buff>

ISBN: 978-963-306-770-3

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	5
2. Die Rede vom Menschen	9
2.1. Differenzen (von heute)	10
2.2. Po(i)esis	13
2.3. Figuralität	16
3. Im Auftrag des Menschengeschlechts. Geschichtsphilosophische Ressourcen	21
3.1. Individuum und Gattung	22
3.2. Vom Agens zum Beobachter	26
3.3. Die wenigen und die vielen	30
3.4. Selbstbezüglichkeit	32
3.5. Bewusstwerdung und Verdrängung	35
4. „Erkenne dich selbst!“ Herausforderung der Naturgeschichte	37
4.1. Von Linné zu Buffon	37
4.2. „Ein Blick in das Ganze der Natur“ (G. Forster)	41
4.3. Der „Repräsentant der ganzen Menschengattung“	44
4.4. Die Figur des Menschen	47
5. Das Tier Mensch. Eine Begegnung mit Konsequenzen	53
5.1. Der majestätische Erdbewohner	55
5.2. Vom Ranghöchsten zum Rangniedrigsten der Schöpfung	57
5.3. Körperplagen	58
5.4. Der Baum seines Rückens	63
5.5. Mittelwesen	66
5.6. Verwandtschaften	69
5.7. Tierisches Glück	76
5.8. Existenzangst	82
5.9. Anthropomorpha	84
5.10. Nachahmung	87
6. Die pädagogische Nachgeschichte der Naturgeschichte	91
6.1. Naturgeschichte als Lehrstoff	93
6.2. Das Buch der Natur	102
6.3. Der pädagogische Kompromiss	107

1. Einleitung

Die vorliegenden Materialien sind einem historischen Argumentationsrahmen gewidmet, in dem ein Problem Konturen gewinnt, das über seine epochale Spezifität weit hinausreicht und die Aufmerksamkeit der heutigen Leser auf sich zieht. Dieses Problem resultiert aus einer historischen Verunsicherung, aus dem Schwinden vorher geregelten Wissens über die Welt (über Gott) und den Menschen, das Jahrhunderte in Anspruch genommen hat und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen epochalen Eskalationspunkt erreicht. Das Wissen vom Menschen muss im 18. Jahrhundert, so die These, im Kontext nachlassender theologischer Vorgaben und expandierender (vor)wissenschaftlicher Diskurse neu verhandelt, das, was der Mensch ist, bestimmt, und zugleich sein Anderes, das Umgrenzende, das Nicht-Menschliche und gar Unmenschliche aufgesucht werden. Der Drang zur Selbstbestimmung geht dabei in eine regelrechte Freude an Grenzbereichen und Randfiguren über. Die Differenzierung beginnt an ihren Rahmenbedingungen zu zehren und lässt ein Niemandsland der merkwürdigsten Gestalten aufscheinen.

Diese These impliziert die Annahme, dass es sich nicht immer so verhält, wie im genannten Zeitraum. Es gibt auch Epochen, in denen die Bedingungsrahmen des Denkbaren gut abgesteckt und die Dilemmata (Probleme, die die Menschen beschäftigen) andernorts zu suchen sind. Für diese mag es durchaus lehrsam sein, sich des Studiums in ihrem Wissen verunsicherter Zeiten anzunehmen. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bietet nun für den Betrachter eine solche Offenheit und lässt dadurch eine erstaunliche Produktivität zu Tage treten. Zwischen der nachlassenden Selbstverständlichkeit von Ordnungsvorstellungen und dem zögerlichen Heranrücken von neuen Ideenkandidaten für gesichertes Wissen eröffnet sich auf einmal ein Feld, auf dem Neues und Altes zugleich da ist, die entgegengesetz-

testen Vorstellungen und Ansichten gedacht und diskutiert werden können. Zu dieser Zeit entstehen Diskussionen, die den Menschen in seiner Beziehung zum Animalischen (in der Naturgeschichte), zum Monströsen (in der medizinischen Anthropologie), zum Ungestalten (in der Ästhetik), zu sich selbst (in der Theologie), zu seinesgleichen (in Geschichtsphilosophie und Pädagogik) sowie zu anderen (in der Kulturanthropologie) auf eine Art und Weise zu bestimmen versuchen, die den Betrachter des frühen 21. Jahrhunderts verblüfft und zur Reflexion über seine eigenen eingespielten – langweiligen bis trostlosen – Sicherheiten und Ideenspielräume veranlasst. All das steht auch mit der in der Forschung mehrfach belegten Beobachtung in Verbindung, nach der die ‚Wissenschaften‘ des 18. Jahrhunderts – im Unterschied zum späteren ausdifferenzierten Wissenschaftssystem der Moderne – intensive und aus heutiger Sicht irreguläre Verbindungen untereinander aufweisen. Im Stimmengewirr der Diskurse werden die Themen, die Gegenstände und die Kompetenzen grenzübergreifend ausgetauscht und wiederum kontingenten Rückübertragungen überlassen. Dabei kann man Zusammenhänge gewahr werden, die man gar nicht erwartet hätte, und wiederum andere vermissen, von denen man gewohnt ist, auszugehen. Den Verlauf dieser Entwicklungen und Verwicklungen zurückzuverfolgen, den historischen Erprobungen des nur Möglichen zuzusehen, ist deshalb nicht nur spannend und sinnvoll, sondern auch (selbst-)erkenntnisfördernd.

Bei aller Bekundung der Historizität des Wahrgenommenen bleibt dabei gleichwohl die Frage offen, inwieweit es das subversive Potential der Blickführung selbst ist, das eine historische Vorliebe für Abgrenzungsmechanismen und Grenzfiguren zu Tage fördert. Möglicherweise ist es die Verwurzelung in theoretischen Ansätzen der letzten Jahrzehnte und damit just die Verwicklung in Gegenwartsproblematika, die dafür verantwortlich ist, dass gerade diese historischen Sachverhalte in Augenschein genommen werden. Und über die Erkundung theoretischer Vorentscheidungen gelangt man auch zu anderen Bedenken. Da stellt sich nämlich die Frage, inwieweit die auf ‚die Welt (Gott) und den Menschen‘ bezogenen gedanklichen Suchmanöver und die sich als ihr Effekt ergebenden Zwischenlagen epochenspezifisch genannt, und nicht eher als jederzeit antreffbare Universalien herausgestellt werden können. Man muss schon Argumente finden, um sagen zu können, dass die hier aufgegriffene Thematik etwas Historisches und

nicht lediglich als die Verdichtung eines Problems mit historischer Vor- und Rückdatierbarkeit zu verstehen ist. Denn das Bestreben, das, was der Mensch ist, von dem zu trennen, was er nicht ist, dieses ebenso gewaltige wie gewaltsame Unternehmen, erstreckt sich über die gesamte Kultur- und Philosophiegeschichte. Auf der Grundlage historischer Oppositionen wie Mensch und Tier, human und inhuman, erhält es sich als ein historischer Mechanismus unaufhörlicher Produktion und Reproduktion aufrecht, dessen „Ort“ und „Ergebnis“¹ immer wieder der Mensch sei.

Gleichwohl belegt dieser Einwand, dass die Betrachtung von historischen Funktionsrahmen gerade deshalb sinnvoll ist, weil sie sich ständig auf die Gegenwart bezieht. Die „Erzeugung des Humanen“ ist ein Projekt, das nicht „zum Stillstand“² gebracht werden kann, und dem Denken einer Zwischenlage im Philosophieren über den Menschen – trotz aller Koketterie mit Michel Foucaults am Meeresufer verschwindendem Menschenantlitz³ – durchgängig Aktualität verspricht. Das Unmögliche in diesem Unternehmen, ihre immer nur annähernde Drittbegrifflichkeit, ist ein Schlüsselmoment, das auch für die nachfolgenden Analysen maßgebend ist. Dazu müssen aber ihr Umfang und die Möglichkeiten ihrer Instrumentalisierung für die Analyse etwas genauer erfasst werden. Der theoretischen Blickrichtung der Untersuchung verpflichtet geht es also erst einmal darum, den methodologischen ‚Ort‘ zu erkundschaften, von dem aus das, was zwischen den Differenzen liegt,⁴ ersichtlich wird. In der nachfolgenden Betrachtung der anthropologischen Betrachtung gilt es also die Sichtbarmachung dessen vorzubereiten, was zwischen der Auflösung einer alten Wissensordnung und der Entstehung einer neuen, das

1 Agamben, Giorgio: Das Offene. Der Mensch und das Tier. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002, S. 26; Diesem – die Kulturgeschichte durchgehend bestimmenden – Prozess der Unterscheidung verleiht Agamben den Namen „anthropologische Maschine“ (S. 42). Seine Überlegungen sind wegweisend für den vorliegenden Ansatz.

2 Ebd. S. 48; Gleichwohl geht es Agamben darum, ein Denken in Szene zu setzen, die mit diesem Stillstand zu tun hat.

3 Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 462.

4 Zur „Differenz von Ungeschiedenheit und Differenzierung“ vgl. Koschorke, Albrecht: Codes und Narrative. Überlegungen zur Poetik der funktionalen Differenzierung. <http://www.uni-konstanz.de/kulturtheorie/texte/KoschorkeCodesUndNarratives.pdf>, hier S. 7.

anthropologische Projekt des 18. Jahrhunderts genannt und in seiner historischen Individualität erst durch die Einzelanalysen des vorliegenden Lehrbuchs zugänglich gemacht werden kann.

Die einzelnen Kapitel sind so angelegt, dass dadurch – vorlesungsbegleitend – die relevantesten Punkte der Kultur- und Mediengeschichte des 18. Jahrhunderts behandelt werden. Sie laden zugleich – unter Anführung der aktuellen Forschungsliteratur – zu weiteren Recherchen bzw. zur Vertiefung im Material ein. Die einzelnen thematischen Abschnitte sind zur Orientierung durch Zwischenüberschriften markiert.

2. Die Rede vom Menschen

Die ‚Rede vom Menschen‘ zieht sich mit einiger Selbstverständlichkeit wie ein roter Faden durch die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte hindurch. Auch wenn es nicht zu allen Zeiten gilt, dass der Mensch „de[n] wichtigste[n] Gegenstand“ in der Welt darstellt, auf den alle „erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten“¹ anzuwenden seien, ja von Zeit zu Zeit Versuche angedacht werden, über ihn hinauszugehen,² veranlasst die Erfahrung, dass „Ideen von Norm, Schönheit und Ordnung einzig durch den Bezug auf uns selbst entstehen“³, immer wieder den Rück(be)zug auf ihn. Gleichwohl behaupten sich die anthropologischen Disziplinen im Kommen und Gehen von Wissensformen und Wissenschaften auch deshalb mit Erfolg, weil sie ihre Gegenstände – damit zugleich sich selbst – in ihrem „proteischen Charakter“⁴ wahrnehmen. Der Begriff der Menschheit stellt trotz der „anthropomorphen“⁵ Reziprozität des menschlichen

1 Kant, Immanuel: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In: Ders.: Werkausgabe XII. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 399.

2 Vgl. Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990; Kamper, Dietmar / Wulf, Christoph (Hg.): Anthropologie nach dem Tode des Menschen. Vervollkommnung und Unverbesserlichkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.

3 Leibniz, Gottfried Wilhelm: Brief an Philippi, Januar 1680. Dt. nach. Pross, Wolfgang: ‚Natur‘ und ‚Geschichte‘ in Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. In: Herder, Johann Gottfried: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Text- und Kommentarband. Hg. v. Wolfgang Pross. München / Wien: Hanser 2002, S. 839–1041, hier 870.

4 Iser, Wolfgang: Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993, S. 12.

5 Vgl. Hans Werner Ingensiep zum Thema „Anthropomorphologie“. Ders.: Der Mensch im Spiegel der Tier- und Pflanzenseele. Zur Anthropomorphologie der Naturwahrnehmung im 18. Jahrhundert. In: Schings, Hans-Jürgen (Hg.): Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992. Stuttgart / Weimar: Metzler 1994, S. 54–79.

Denkens weder als Eigenschaft noch als Kollektivsingular eine Konstante dar, sie lässt sich je nach Kulturstand und -entwicklung anders bestimmen. Das anthropologische Interesse kann in kürzeren oder größeren Zeitabständen geringfügige oder radikale Unterschiede hervorbringen, ohne den Sinn des Nachdenkens über den Menschen einzubüßen oder die Beschäftigung mit dessen Status aufgeben zu müssen.

2.1. Differenzen (von heute)

Die These von der historischen Differenzialität anthropologischer Fragestellungen hat jedoch eine Art der Zusammenschau von Verschiedenheiten zur Voraussetzung, die erst recht die heutige Wissenschaftslandschaft auszeichnet. Es sind die anthropologischen Forschungsrichtungen der Gegenwart, in denen ein hoher Grad der disziplinären Differenziertheit mit einer in kulturwissenschaftlichen Orientierungsversuchen wurzelnden integrativen Tendenz zu holistischen Modellen einhergeht.⁶ Die letzten beiden Jahrzehnte haben – dominiert vom *Cultural Turn* in der Ethnologie und der Kulturanthropologie⁷ – ein gänzlich anderes Bild des Menschen hervorgebracht, als in der deutschsprachigen Tradition der philosophischen Anthropologie vorherrschend war und als solches auch für jenen historischen Zeitraum reklamiert wurde, in dem der vorliegende Ansatz seinen Gegenstand verortet.⁸ Die Anthropologie hat als *anthropology*, als Kulturanthropologie bzw. als Ethnologie⁹ der Gegenwart auf den ersten Blick nur bedingt etwas mit der Erforschung jener Pers-

6 Vgl. Wilhelm Voßkamp, Wilhelm: Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften. Versuch einer Bestandaufnahme. In: Fürbeth, Frank u.a. (Hg.): Zur Geschichte und Problematik der Nationalphilologien in Europa. 150 Jahre Erste Germanistenversammlung in Frankfurt/M. (1846–1996). Tübingen: Niemeyer 1999, S. 809–821.

7 Vgl. Bachmann-Medick, Doris: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt/M.: Fischer 1996, S. 7–64.

8 Marquard, Odo: Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie. Aufsätze. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, S. 122–144. Rothacker, Erich: Philosophische Anthropologie. Bonn: Bouvier 1964.

9 Berg, Eberhard / Fuchs, Martin: Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In: Dies. (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 11–108.

pektiven auf den Menschen gemein, mit denen zu tun hat, wer sich Texten des 18. Jahrhunderts im historischen wie im philosophischen Sinne widmet. Aber auch Differenzen können – womit nicht lediglich disziplinäre Unterschiede in Gegenstandsbereich, Fokussierung und Methodik gemeint sind – aufschlussreich sein, und das neuere „Anthropologisieren“¹⁰ hat, so gut wie das kulturwissenschaftliche Argumentieren auch, in theoretischer Hinsicht besonders vergleichswürdige Differenzen aufzuweisen: eine Vorliebe für divergierende Wahrheiten,¹¹ noch mehr aber die Konsequenzen der Umwandlung der wissenschaftlich gesteuerten Wissensgestaltung. Denn signifikant oder ‚neu‘ ist weniger die These der phänomenalen oder epistemischen Vielfalt, ja unreduzierbaren ‚Vielheit‘ an sich, als der Versuch, ihrer Unreduzierbarkeit gerecht zu werden, ohne sie durch die Form der epistemologischen Vermittlung zu widerlegen. Neue Perspektiven bietet der anthropologische Diskurs der Gegenwart in erster Linie nicht dadurch, dass er ‚Kultur‘ sagt, wo der ältere über den ‚Menschen‘ gesprochen hat, als durch den Versuch, wenigstens annähernd die Form eines methodischen Pluralitätskonzepts zu erarbeiten. Dessen „agonistisches“¹² (statt „antagonistisches“) Kulturverständnis wird durch alternierende, prozessuale, differenzielle Modelle begründet,¹³ unter deren Bedingungen – ‚rückwirkend‘ – auch historische ‚Reden vom Menschen‘ in einem anderen Licht erscheinen.

Damit soll nicht behauptet werden, dass die Erforschung des 18. Jahrhunderts nur einer methodischen Korrektur bedarf. Vielmehr sei umgekehrt die Hypothese aufgestellt, dass eine Herangehensweise, die sich den Differenzen, Widersprüchen und verschachtelten Problemkomplexen des historischen Zeitraums mit besonderer Aufmerksamkeit zuwendet, auf einem ‚Entgegenkommen‘ im ausgewählten historischen Textkorpus fußt. Die in diesem vorfindlichen konkurrie-

10 Rabinow, Paul: Repräsentationen sind soziale Tatsachen. Moderne und Postmoderne in der Anthropologie. In: Berg / Fuchs: Kultur, soziale Praxis, Text, S. 158–199.

11 Vgl. Derrida, Jacques: Der Facteur der Wahrheit. In: Ders.: Die Postkarte von Sokrates bis an Freud und jenseits. 2. Lieferung. Übers. v. Hans-Joachim Metzger. Berlin: Brinkmann&Bose 1989, S. 183–282.

12 Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur. Übers. v. Michael Schiffmann / Jürgen Freudl. Tübingen: Stauffenburg 2000, S. 159.

13 Baecker, Dirk: Das Programm der Kultur. In: Ders.: Wozu Kultur? Berlin: Kadmos 2001, S. 112–132.

renden Konstrukte des Menschen, ihre theoretische Vielsträngigkeit, vor allem aber die in diesem Rahmen im Vordergrund stehende, aus den philosophisch-naturwissenschaftlichen Gratwanderungen resultierende Konjunktur von Rand- und Grenzfiguren dokumentieren die Affinität zu Konzepten der Gegenwart. Auch erinnern sie an die Tatsache, dass es kontroverser Meinungen zu keiner Zeit ermangelt, auch im ‚Zeitalter der Aufklärung‘ nicht.¹⁴ Gleichwohl kann die Annahme der Gegenseitigkeit von Ansatz und Korpus auch durch hermeneutische Überlegungen untermauert werden. „In der Literaturgeschichte“, schreibt Stephen Greenblatt, „geht es immer um die Beziehung zwischen den Bedingungen, die das literarische Werk für diejenigen, die es schufen, möglich machten, und den Bedingungen, die es für uns selbst möglich machen“¹⁵. In Greenblatts neuhistoristischem Aufgreifen eines ‚altbewährten‘ Problems wird der hermeneutische Zirkel des Verstehens in den „globalen Kreislauf gesellschaftlicher Energien“¹⁶, die auch die Grenzen des Fiktiven und des Realen gleichsam mitverflüssigen, umgewandelt. Interessant und für den vorliegenden Zusammenhang wegweisend ist dabei, dass sich der so reformulierte Verstehenszusammenhang asymmetrisch auf den Primat der „Lebenden“ gegenüber den zum Sprechen zu bringenden „Toten“¹⁷ gründet. Gültigkeit wird nur dem zugesprochen – und auch das immer vorübergehend¹⁸ –, was sich „durch die Stimmen der Lebenden zu Gehör bringen“¹⁹, und in bewusster Abhebung von einer rekonstruktiven Verstehenspraxis (wieder-)herstellen, produzieren, hervorbringen lässt. Sinn ist dieser Überlegung zufolge etwas (unablässig) Geschaffenes; Verstehen ein po(i)etisches Prinzip, das – ganz im Sinne Schleiermachers – „die Rede zuerst ebensogut und dann besser zu

verstehen [veranlasst] als ihr Urheber“²⁰. Die Bedingung des Eingangs auf (und in) das historische Material ist seine produktive ‚Wiederholung‘ (Iteration). Sie verwirklicht die am gegebenen Text oder Diskurs bisher unrealisierten Möglichkeiten ebenso, wie es die Bedingungen des Rahmens erfüllt, in dem sie hervorgebracht werden. Die Auslegung einer historischen Formation der symbolischen Produktion des Menschen demonstriert unter veränderten Bedingungen das nichtidentische Wiederaufkommen einer immer schon vorhandenen Fragestellung. Das (Wieder-)Erkannte ist immer nur fast das selbe²¹ und bleibt stets versehen mit dem Surplus einer bloßen ‚Möglichkeit‘ im Kontext der Gegenwart.

2.2. Po(i)esis

Die in Greenblatts Metapher zirkulierende Energie zwischen ‚Toten‘ und ‚Lebenden‘ meint ein In- und Übereinandergehen von *poiesis* ‚damals‘ und ‚heute‘. Sie setzt die Ansicht in Bild um, dass aus der Analyse unter dem ‚po(i)etischen‘ Zugriff des Interpreteten weder präparierbare Wahrheiten hervorgehen noch sich Bestände archivierbaren Wissens gewinnen lassen. Vielmehr eröffnet sich eine historische Praxis und erfährt ihre Wiederaufnahme. Die Frage, was durch diesen iterativen Akt hervorgebracht wird, erhält damit in einem ersten methodischen Schritt die Antwort, dass es diese diskursive Praxis selbst ist, die sich (‚wiederholt‘) etabliert. Und sie gibt sich in einem zweiten Schritt, performativ gewendet,²² als eine Praxis zu erkennen, die „die Gegenstände, auf die sie zugreift, erst konstituiert“²³. Der historische Diskurs setzt kein Außerhalb, keinen von ihm differenten Referenzbereich, keine Transzendenz voraus, von wo aus er seine Richtung, seinen Sinn, seinen Erkenntniszweck erhalten würde. Ihre Vertextungen gewähren ihrem Gegenstand „weniger als transzendenzna-

14 Kondylis, Panajotis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus. München: dtv 1986, insb. S. 19–35.

15 Greenblatt, Stephen: Was ist Literaturgeschichte? Übers. v. Reinhard Kaiser / Barbara Naumann. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, S. 29.

16 Ebd. S. 39.

17 Greenblatt, Stephen: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance. Übers. v. Robin Cackett. Frankfurt/M.: Fischer 1993, S. 9.

18 Vgl. Hárs, Endre: Singularität (Ein methodenkritischer Lektürebegriff). In: Ders.: Singularität. Lektüren zu Botho Strauß. Würzburg: Königshausen&Neumann 2001, S. 9–56.

19 Greenblatt. Verhandlungen mit Shakespeare, S. 9.

20 Schleiermacher, Friedrich: Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers. Hg. v. Manfred Frank. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1999, S. 94.

21 Derrida, Jacques: Signatur Ereignis Kontext. Übers. v. Donald Watts Tuckwiller. In: Ders.: Randgänge der Philosophie. Wien: Passagen 1988, S. 291–314.

22 Vgl. Turk, Horst: Philologische Grenzgänge. Zum Cultural Turn in der Literatur. Würzburg: Königshausen&Neumann 2003.

23 Vogl, Joseph: Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen. München: Sequenzia 2002, S. 13.

he[...] Speicher denn als Zirkulationsmittel²⁴ eine Existenz, und dies – Verstehen erst ermöglichend – ‚rückwirkend‘. Die ‚Po(i)etizität‘ des aufs neue zum Leben erweckten Diskurses avanciert in diesem Sinn zur methodischen Leitfigur und ermöglicht für den vorliegenden Zusammenhang die Erfassung sowie Reformulierung dessen, was unter anthropologischem *Denken* oder „Menschenbild“²⁵, unter *Menschenkenntnis* oder *Rede* vom Menschen verstanden wird. Erst unter den Bedingungen der po(i)etischen Rekursivität einer diskursiven Praxis kann die Antwort auf die Frage nach ihrem Gegenstand (und des mit ihr po(i)etisch verkoppelten Forschungsinteresses) als positiver Inhalt festgehalten und auf das ‚Material‘ bezogen dahingehend formuliert werden, dass es ‚der Mensch‘ ist, als ein zu pragmatischen Forschungszwecken prominent herausgegriffenes Segment der symbolischen Produktion.

Was das Textkorpus unter diesen Bedingungen zu zeigen gewährt, kann nur bedingt als historisches *Wissen* vom Menschen (oder von dem, was er nicht ist) aufgefasst werden. Grund dafür ist, dass dem, was in den untersuchten Diskurs(segment)en abgehandelt wird, aus den oben genannten Gründen keine empirisch hinreichend festen Konturen zugesprochen werden. Seine ‚Vergegenwärtigung‘ – Greenblatt nennt sie „Geisterbeschwörung“²⁶ – löst sich nicht nur von traditionellen historiographischen Begriffen und Annahmen, die das „Thema der Kontinuität“²⁷ variieren. Sie verzichtet auch auf den Versuch, das Beharrungsvermögen historischer „Modalitäten der Ordnung“²⁸ in Form einer „*Poetologie* des Wissens“²⁹ zu vermitteln. Im „Hören“³⁰ auf die Rede vom Menschen wird damit sowohl zum Erwartungs-

horizont der disziplinären Wissenschaft, als auch zur Festschreibung einer inter- und transdisziplinären Disposition des Wissens auf Distanz gegangen. Dies weniger aus Gründen einer grundsätzlichen Ablehnung von Ordnungsmustern – das wäre illusionär und würde den eigenen Ansatz destruieren –, als zum Schutz der anvisierten Abweichungen, Sonderfälle, „einmaligen“³¹ Quer- und Zwischenlösungen in Konzeptualisierungen des Menschen, auf die in den konkreten Fragestellungen – gerade Foucaults ‚Wunschtraum‘ folgend³² – besonderes Augenmerk gerichtet wird.

Die po(i)etische „Geisterbeschwörung“ fördert darüber hinaus auch insofern kein ‚Wissen‘ zutage, als sie sich nicht auf die von den Diskursprotagonisten konstituierten oder mitbewussten Momente beschränkt, sondern der Reflexion unzugängliche, Bewusstsein erst konstituierende Muster nachzuweisen bestrebt ist. Die Zu-Tage-Förderung von historischen Erfahrungen hat nicht von Einverständnis, Zustimmung und (Be-)Kenntnissen von Autoren, Verfassern, Erzählern, Lesern oder inszenierten ‚Stimmen‘ auszugehen. Die Beobachtung einer ‚*Poetik*‘ des Menschen kapriziert sich in diesem Sinne weder auf ausformulierte Regelsysteme noch auf Selbst- bzw. zeitgenössische Fremdzuschreibungen, und *Poetik* erweist sich mehr als „un[g]ewußte“ denn als „bewußte Kunst“³³. Über die ‚Klugheit‘ von Sprechern bzw. Texten, die „metadiskursive Reflexivität“³⁴ der Aufklärungszeit hinausgehend gilt es erst recht auf Brechungen in den Texten und den Dokumenten zu achten und sie zu markieren. Die so vorgenommene methodische ‚Entmündigung‘ historischer Stimmen ergibt sich auch aus der methodischen Prämisse Michel Foucaults, derzufolge Beobachtungen auch und gerade dann zu machen sind,

24 Koschorke, Albrecht: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München: Fink 1999, S. 395.

25 Barsch, Achim / Hejl, Peter M.: Zur Verweltlichung und Pluralisierung des Menschenbildes im 19. Jahrhundert: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850–1914). Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, S. 7–90.

26 Greenblatt: Was ist Literaturgeschichte, S. 40.

27 Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Übers. v. Ulrich Köppen, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994, S. 33.

28 Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 24.

29 Vogl, Joseph (Hg.): Poetologien des Wissens um 1800. München: Fink 1999.

30 Greenblatt: Verhandlungen mit Shakespeare, S. 9.

31 Haag, Karl Heinz: Das Unwiederholbare. In: Horkheimer, Max (Hg.): Zeugnisse. Theodor W. Adorno zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt 1963, S. 152–161.

32 Vgl. Foucault: Archäologie des Wissens, S. 30.

33 Nietzsche, Friedrich: Vorlesungsaufzeichnungen. Vorlesungen über Rhetorik und Beredsamkeit. Zit. nach Kopperschmidt, Josef: Was weiß die Rhetorik vom Menschen? Thematisch einleitende Bemerkungen. In: Ders. (Hg.): Rhetorische Anthropologie. Studien zum Homo rhetoricus. München: Fink 2000, S. 7–38, hier 21.

34 White, Hayden: Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Übers. v. Brigitte Brinkmann-Siepmann / Thomas Siepmann. Stuttgart: Klett-Cotta 1986, S. 12.

wenn Fokussierungen auf intentionale Strukturen wie den „Autor“³⁵, oder auf die Einheiten von „Buch“ und „Werk“, auf „Tradition“, „Einfluss“ und „Herkunft“³⁶ ausgeklammert bleiben. Thematischer Konsens und Dissens, konsonante und dissonante argumentative Muster, Frage- und Antwortstrukturen in und zwischen den Texten lassen sich nicht auf Steuerungen des Subjekts, der Problemgemeinschaft bzw. -geschichte einschränken. Die Quellen erforschen bedeutet nicht lediglich, zu fragen, ob ein Autor von einem anderen gelesen, ein Ansatz in Kenntnis eines anderen entwickelt wurde. Statt dessen gilt es von der Kontingenz „diskursiver Formationen“³⁷ auszugehen – bei gleichzeitiger Offenhaltung der Möglichkeit, dem selbst diesem Begriff innewohnenden Anspruch auf Generalisierbarkeit mit Hilfe der Aufdeckung diskursiver ‚Einzel-‘ bzw. ‚Zufallformationen‘ gegen-zusteuern. (Inwiefern es Foucault selbst in seinen historischen Analysen soweit gebracht hat, sei dahingestellt. Der Wunsch war jedenfalls da. Hierzu gehört auch die Frage, ob das, was auf Foucaults Spuren ‚Diskursanalyse‘ genannt wurde, den subversiven Nullpunkt in Foucaults Ansatz nicht verfehlt.)

2.3. Figuralität

Im Lichte der These von der je nach Kontext eigenwilligen oder eigengesetzlichen po(i)etischen Aneignung bzw. Gestaltgewinnung des Überlieferten avanciert der Doppelbegriff von Figur und Figuralität zum maßgebenden Interpretament des Ansatzes. Zum einen wird in den Analysen auf eine Konvergenz der Figur des Menschen mit Sprachfiguren abgehoben. Geht man von der anthropologischen Schlüsselrolle der Rhetorik als Praxis des Redens aus,³⁸ so bedarf es nur noch der Engführung mit einer dezidiert semiotischen Perspektive, um das Wissen vom Menschen ganz der Sprache zu überantworten: Der Mensch erscheint als Sprache, die Figur des Menschen

als eine Sprachfigur.³⁹ Ein solcher Begriff von Rhetorizität schärft den Blick für jene Prozesse und Praxen der symbolischen Produktion, aus denen die ‚Kenntnis‘, das ‚Bild‘, die ‚Wissenschaft‘ des Menschen, aber auch die Selbstverständlichkeit seiner Existenz hervorgehen. Insofern unterliegt die anthropologische Positionierung (die *Rede* vom Menschen in konzeptioneller und historischer Umsetzung) der anthropologischen Disponierung (der grundsätzlichen Semiotisierung des Menschen). Letztere verhilft dazu, die sprachliche – und das heißt ‚radikal offene‘ – Verfasstheit historischer Diskurse vom Menschen, abgehoben von gängigen Funktionalisierungen, in den Vordergrund zu stellen. Denn selbst Konzeptualisierungen und Theorien des Menschen bewegen sich – hin und her wie jeder *discursus* – auf einem viel größeren Terrain, als das komplementierende Bewusstsein logisch-rationaler Beweis-Führungen zu überblicken erlaubt.

Vom Begriffspaar ‚Figur und Figuralität‘ wird auch noch auf eine andere Weise Gebrauch gemacht. Entsprechend Foucaults – in den deutschen Übersetzungen schwer nachzuverfolgenden – Verwendungen von *figure*⁴⁰ werden die beiden Termini in einem Sinne verstanden und eingesetzt, der sie für die Erfassung von Gestalten und Konstellationen der Wissensstrukturierung, von Objektkonfigurationen und visuellen Anordnungen öffnet.⁴¹ Das Zeichenhafte überschreitet oft die von der Alphabetisation gebotenen Grenzen.⁴² Einem vor- oder antihermeneutischen – wenn man will „posthermeneutischen“⁴³ – Konzept

35 Foucault, Michel: Was ist ein Autor? Übers. v. Karin von Hofer. In: Ders.: Schriften zur Literatur. Frankfurt/M.: Fischer 1988, S. 7–31.

36 Foucault: Archäologie des Wissens, S. 33–38.

37 Ebd. S. 48ff.

38 Vgl. Blumenberg, Hans: Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik; sowie die Auseinandersetzungen mit Blumenbergs Ansatz. In: Kopperschmidt: Rhetorische Anthropologie, S. 67–112.

39 de Man, Paul: Rhetorik der Tropen. In: Ders.: Allegorien des Lesens. Übers. v. Werner Hamacher / Peter Krumme. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988; Dem widerspricht es keineswegs, dass die Rhetorizität der Sprache einer humanistischen Tradition zufolge als anthropologische Voraussetzung von ‚Menschheit‘ betrachtet wird. Sie wird durch das dekonstruktivistische Sprachtheorem gleichsam nur mit einverleibt.

40 z.B.: „[la] figure de l’histoire“; „[l’] étrange figure du savoir“; „les figures du désir“; „les grandes figures circulaires“; „la figure du Mème“; „[la] figure empirique“, etc. Michel Foucault: Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines. Paris: Gallimard 1966, S. 14, 16, 223, 229, 326, 387; ins Deutsche abwechselnd übertragen als „Figur“, „Konfiguration“ und „Gestalt“.

41 Vgl. Zürcher, Urs: Monster oder Laune der Natur. Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780–1914. Frankfurt/M. / New York: Campus 2004, S. 20–22.

42 Vgl. Koschorke, Albrecht: Alphabetisation und Empfindsamkeit. In: Schings: Der ganze Mensch, S. 605–628, hier 605–608.

43 Wellbery, David E.: Interpretation versus Lesen. Posthermeneutische Konzepte der Texterörterung. In: Lutz Danneberg / Friedrich Vollhardt (Hg.): Wie internatio-

der Materialität des Signifikanten zufolge kann darüber hinaus auch die pure „Positivität“⁴⁴ des (zu anderen Zwecken vorliegenden) Materials eigengesetzliche Gestalten und Formen hervorbringen und Sinn konstituieren. Auch bietet Foucaults *figure* die Möglichkeit, einmalige Konstellationen, dialektisch unaufhebbare „besondere Figuren“⁴⁵, zu erfassen. Singularitäten können in Diskurszusammenhängen von Normen, Ideologien und transzendenten Voraussetzungen sehr bald als das Ungestaltete, Verzerrte und Beunruhigende wahrgenommen werden. Ihr Auffangen im (mehrdimensionalen) Foucaultschen Vokabular ermöglicht es, die unverständenen, ‚namenlosen‘ Zwischenlagen und Zwischenwesen in den Brüchen von Diskursregeln, Norm- und Problemkulturen anzusiedeln. Affenmenschen und Missgeburten werden damit auf einmal zum Material der Rhetorisierung, zu Regelmäßigkeiten der „Streuung der Äußerlichkeit“⁴⁶ von Sprache und Zeichen. Und scheinbar harmlose intellektuelle Themen wie der Streit um das Mittelding ‚Seelenorgan‘ oder um den himmlischen Körper des Menschen in ihrer diskursiven Ungeheuerlichkeit in Randbereichen von Willkür und Eigengesetzlichkeit wahrgenommen.

Die anthropologischen Problemata der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts können mit anderen Worten nicht lediglich als Thesen, Fakten und Gegenstände betrachtet werden, über die Entscheidungen zu fällen sind, sondern auch als Verdichtungen des Symbolischen in den Blick rücken, deren Form bei jedem Autor, in jedem Text, von jedem Leser neu gewonnen und deren Ausmaß immer wieder nur eingeschätzt wird. Das Interesse am *anthropologischen* Diskurs versucht unter dem Einsatz dekonstruktivistischer Lektürestراتيجien der im weiteren Sinne rhetorischen Gestaltung des Menschen nahezukommen. Dies hat zur Konsequenz, dass die Analyse mehr zum Vollzug von Bewegungen gerät, als ein Zur-Ruhe-Kommen in Ergebnissen demonstriert. Das methodische Problembewusstsein lenkt dabei den

nal ist die Literaturwissenschaft? Methoden- und Theoriediskussionen in den Literaturwissenschaften: kulturelle Besonderheiten und interkultureller Austausch am Beispiel des Interpretationsproblems (1950–1990). Stuttgart / Weimar: Metzler 1996, S. 123–138; vgl. auch Foucaults Begriff des Archivs. In: Archäologie des Wissens, S. 33–38.

44 Foucault, Archäologie des Wissens, S. 182.

45 Ein viel zu wenig wahrgenommenes Angebot in Foucaults Ansatz. Ebd. S. 181.

46 Ebd. S. 182.

Blick einmal mehr auch auf den eigenen Umgang mit Sprache. Auch dieser selbst wird als Arbeit an der (in historischen Texten erfahrbaren) Arbeit am Menschen verstanden, die nie aufgehört hat, und deren Weitergang rückwirkend und folgenreich gerade durch das Zustandekommen der Untersuchung bezeugt wird. Auf dem zum ‚Menschen‘ zurückverfolgten Weg findet man jedoch nicht zum ‚Selben‘ zurück, haben sich doch die Bedingungen, wie seit je, wieder einmal geändert.

3. Im Auftrag des Menschengeschlechts. Geschichtsphilosophische Ressourcen

Was in der Philosophiegeschichte im Nachhinein und in wachsendem historischem Abstand unter dem Begriff ‚Geschichtsphilosophie‘ verstanden bzw. diskutiert wurde, trägt in ihren Anfängen im 18. Jahrhundert das Gepräge eines vielschichtigen, gar gegenläufige Tendenzen beinhaltenden Sachverhalts. Dies kann an ihrem methodischen Selbstverständnis – beginnend mit Voltaires Erklärungen¹ – ebenso gezeigt werden, wie an ihrer – im deutschsprachigen Raum etwa durch Iselins Namen gekennzeichneten² – Gegenstandskonstitution. Unter den Fragen, die sich dabei für die Forschung ergeben haben, richtet sich eine der interessantesten auf jenes vielfach personifizierte Konstrukt der Geschichtsphilosophie, das – als Beobachter oder Agens der Geschichte oder als beides in einem – die Zuständigkeit und die Verantwortung für höhere Zusammenhänge und längerfristige Entwicklungen übernehmen sollte. In Darstellungen des ‚Subjekts der Geschichte‘ begegnet man spannenden textuellen und vor allem tropisch entgrenzten Ausgestaltungen zwischen Mensch (Individuum bzw. Handelndem) und Menschheit (Gesamtheit bzw. Eigenschaft) und trifft eine Problematik an, die den Rahmen für die einzelwissenschaftlichen Fälle, so auch für die Paläontologie abgibt. Wie es anhand einiger Segmente des geschichtsphilosophischen Dis-

¹ „Je considère donc ici en général le sort des hommes plutôt que les révolutions du trône. C’est au genre humain qu’il eût fallu faire attention dans l’histoire: c’est là que chaque écrivain eût dû dire *homo sum*”. Ders.: Essai sur les mœurs et l’esprit des nations et sur les principaux faits de l’histoire depuis Charlemagne jusqu’à Louis XIII. Edition de René Pomeau. Paris: Garnier 1990, Tome I, S. 78; Vgl. auch ders.: Histoire. In: Dictionnaire Philosophique. Œuvres Complètes. Conforme pour le texte à l’édition de Beuchet. Bd. XIX. Paris: Garnier Frères 1879, S. 346–370.

² [Iselin, Isaak]: Ueber die Geschichte der Menschheit. Frankfurt/Leipzig: J. Heinrich Harscher 1764, 2 Bde.

kurses zu zeigen sein wird, kommt eine recht merkwürdige Gestalt zum Vorschein, die im Auftrag des Menschengeschlechts, die Rolle fürs Ganze spielt. Mit ihrer Erfassung geht der folgende Umriss eines für den Zeitraum maßgeblichen Denkrahmens auch gleich in eine Spurensuche über.

3.1. Individuum und Gattung

Die philosophischen Geschichten des Menschen bzw. der Menschheit, die im Laufe des 18. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit immer mehr auf sich ziehen, lassen sich nicht mehr in alten Begrifflichkeiten, ebensowenig in Abgrenzung zu ihnen entwerfen. Für die neu einsetzende Geschichtsphilosophie sind die Gegenstände ‚Mensch‘ und ‚Menschheit‘ in mehrfacher Hinsicht nicht mehr die alten und nicht mehr dieselben. Es schreiben sich Differenzen in sie ein, die erst das 19. Jahrhundert schlichten – durch Problemreduktion beseitigen wird. Eine dieser Differenzen wurde unter dem Aspekt der Verzeitlichung der Gegenstandswahrnehmung bzw. der Geschichtskonstruktionen behandelt.³ In ihrem Licht erscheinen der Mensch und die Menschheit – in der philosophischen Reflexion die Begriffe ‚Mensch‘ und ‚Menschheit‘ selbst – in ihrer besonderen Wandelbarkeit. Eine weitere Differenz tritt im rekonstituierten Verhältnis des Einzelwesens und des Kollektivsingulars selbst auf. Die beiden Positionen werden durch eine neue Art der Repräsentation begründet und zueinander in Beziehung gesetzt, die zugleich einer selbstzerstörerischen Rhetorizität Raum öffnet.

Die neue Differenzierung zwischen Individuum und Gattung hebt von der im theologischen Denkrahmen verwurzelten Idee der totalen Ineinssetzung von Mensch und Menschheit als Nullstufe des Repräsentationsverhältnisses ab. Der Einzelmensch sei der älteren Denktradition zufolge in vollem Besitz dessen, was – die Folgelasten der Erbsünde miteingerechnet – die Menschheit als Eigenschaft und

3 Vgl. Koselleck, Reinhart, u.a.: Geschichte, Historie. In: Brunner, Otto/Conze, Werner/Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 2. Stuttgart: Klett 1975, S. 593–717, hier 673–691; Koselleck, Reinhart/Meier, Christian: Fortschritt. In: Brunner/Conze/Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Bd. 2, S. 351–423, hier 384–403.

Schicksal zugleich ausmacht. Er ist individuell und in Differenz zu seinesgleichen zuständig und verantwortlich für die im Horizont des Heilsversprechens erfasste Gesamtheit der menschlichen Existenzangelegenheiten. Die Sonderstellung⁴, die ihm der Heilsplan zusichert, bedeutet gleichwohl, dass er auch nichts mehr als das ist, nämlich ein Mensch wie ‚jedermann‘. Die Erfüllung (bzw. Nichterfüllung) seines Existenzauftrags bringt ihn mit dem Kollektivsingular in Deckung. Ein Rest, der nach der Konvergenz von Mensch und Mensch(heit)lichkeit verbleiben könnte, wird dabei nicht eingeräumt.

Das Konvergenzmodell des theologischen Denkrahmens erfährt bis zum 18. Jahrhundert grundlegende Veränderungen. Dessen Zeichen bzw. Folgen werden in geschichtsphilosophischen Argumentationen nicht nur manifest, sondern erreichen bei den Protagonisten der Diskurse auch einen hohen Grad der Bewusstheit.⁵ An die Stelle der eingebürgerten Austauschbarkeit von Mensch und Menschheit tritt dabei ein komplementäres Verhältnis. Den Begriffen des Einzelmenschen und der Gattung werden jeweils Eigenschaften zugeordnet, an denen es dem jeweils anderen Konstituenten der menschheitsgeschichtlichen Gleichung mangelt. Zugleich bringt diese Differenz einen erhöhten Grad der gegenseitigen Abhängigkeit hervor. Der Begriff der Gattung geht nicht auf, ohne bei den in Kompetenz des Einzelmenschen stehenden Qualitäten, Begebenheiten und Singularitäten Anleihen nötig zu machen. Umgekehrt ist Individualität zur Markierung ihrer selbst sowie zur (zeitverzögerten) Erfüllung ihrer Möglichkeiten grundsätzlich auf ihre Aufhebung im Kollektivsingular angewiesen. Dies führt sowohl als Erkenntnisakt (des einen und des anderen) als auch als Sinnfrage (moralische Letztbegründung) zu einem rekursiven Modell. In der Schleife der geschichtsphilosophischen Wechseldetermination ergänzen und konturieren einander

4 Vgl. Kondylis, Panajotis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus. München: dtv 1986, S. 119–129.

5 Vgl. dazu Foucaults von Kants Aufklärungsdefinition ausgehende These, der zufolge die Aufklärung die in der Philosophiegeschichte geläufigen epochalen Selbstbestimmungen bzw. -zuschreibungen durch eine neue Modalität der Befragung der „eigene[n] diskursive[n] Aktualität“ ersetzt. Foucault, Michel: Was ist Aufklärung. Übers. v. Hans-Dieter Gondek. In: Ders.: Schriften in vier Bänden. Hg. v. Daniel Defert und François Ewald. Bd. IV. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2005, S. 687–707, 837–848, hier 839.

Mensch und Menschheit gegenseitig. Lief das Konvergenzmodell des theologischen Denkrahmens auf restlose Wertumsetzungen, auf den Zusammenfall von individuellem Handeln im Jetzt und dessen Eintreffen in der eschatologischen Zukunft hinaus, so setzt im Komplementärmodell der für beide Begriffspole konstitutive Mangel eine Art unabschließbarer Annäherung aneinander frei. Im Säkularisierungsprozess gerät das nur Gott verpflichtete Individuum der Theologie in eine für die Direkterfüllung des Heilsversprechens durchaus kontraproduktive Abhängigkeit von seinesgleichen.

Das Komplementärverhältnis von Mensch und Menschheit basiert auf einer Differenz Erfahrung, die die verschiedensten Projekte und Diskussionen (spätestens) des 18. Jahrhunderts durchzieht und in ihrer Sprachwerdung die Eigenschaft einer in verschiedenen Ausgestaltungen vorfindlichen Denkfigur annimmt. Für die Historiographie als geschichtsphilosophischen Kernbereich – für den „Weisen“⁶ als Protagonisten der historischen Überblicksgewinnung – stellt sie sich als Problem der „Disharmonie zwischen der Theorie des Menschen und zwischen seinen Handlungen“ (ebd.) dar, als die Aufgabe, „zwischen dem Menschen des Philosophen und zwischen dem Menschen des Geschichtsschreibers“⁷ zu vermitteln. Da die Ansatzpunkte, mit denen der Geschichtsschreiber zu tun hat, durchgängig kontingent bleiben, sieht sich der Betrachter der Geschichte – paradigmatisch und spätere Reflexionen vorwegnehmend in Iselins *Geschichte der Menschheit* – gezwungen, sich auf die Leistung des Philosophen zu berufen. Dessen Beitrag erweist sich aber als höchst spekulativ und begegnet einem Problem, das die geschichtsphilosophische Herangehensweise nie bewältigt.⁸ Denn man kann – so etwa Adam Ferguson in der durch Christian Garve besorgten Übersetzung seiner *Institutes of Moral Philosophy*⁹ – die „moralischen Gesetze“, auf die die „Emp-

findungen und Handlungen verständiger Wesen“¹⁰ zurückgehen, lediglich in ihrer „Verbindlichkeit“ (GF, S. 5) in Bezug auf das Gute bzw. im Hinblick auf die „Endursachen“ betrachten, wohingegen die „physischen Gesetze“ aus bereits vorliegenden „wirkenden Ursachen“ (GF, S. 4) gewonnen werden können. Ständig in Gefahr, „sich mit dem Scheine einer falschen Wissenschaft“ (GF, S. 7) willkürlich angenommener Sätze zu verblenden, ist der Philosoph also gezwungen, „erst die Geschichte der menschlichen Natur, [...] erst seine Neigungen, die ihm eigenen Vergnügungen und Leiden, sein[en] itzige[n] Zustand und seine künftigen Erwartungen“ (GF, S. 8) zu studieren, just diejenige Geschichte, deren Diskrepanzen er durch Zuhilfenahme der philosophischen Betrachtung und deren Überblicksleistung entgegen wollte. Die Differenz von Geschichte und Philosophie wird in Folge dessen zum Fluchtpunkt des Willens zur einheitlichen Geschichtsbetrachtung. Sie führt zur Einräumung der Unmöglichkeit jeglichen Versuchs, „aus den Handlungszielen der Individuen ein gemeinsames Telos hervorgehen“¹¹ zu lassen und lässt ihre Rekurrenz auf das Komplementärverhältnis von Individuum und Gattung, auf deren schwer überwindbare epistemische Differenz erkennen. Diese veranlasst

heim/New York: Olms 1975) Bezug genommen. Ferguson differenziert darin seine Definitionen nach verschiedenen Aspekten. Die moralischen Gesetze sind, „insofern sie von physischen Gesetzen unterschieden werden, [...] allgemeine Ausdrücke von dem, was geschehen soll“, „insofern sie sich auf denkende Wesen beziehen, [...] allgemeine Ausdrücke von dem, was gut ist.“ (Garve: Fergusons Grundsätze, S. 120) Infolge ähnlicher Differenzierungen ist das Gute ein zwischen metaphysisch-anthropologischen Vorentscheidungen und fall- bzw. konsensbedingten Beurteilungen aufgefächerter komplexer Sachverhalt und die Einhaltung „des ursprünglichen Gesetzes aller Menschen“ (ebd., S. 122) eine individuell und prozessual zu betrachtende Angelegenheit (ebd., S. 142ff). Fergusons Argumentation reicht folglich von der „Liebe zum Menschen“ als „größte[m] Gut“ (ebd., S. 150) über die Rückverbundenheit der Glückseligkeit des Ganzen auf das Einzelne (ebd., S. 231) bis hin zum Inventar verschiedener Sanktionierungen (in Form von „Gewissenspflichten“ und „Zwangsgesetzen“) „zum Besten der Menschen“ (ebd., S. 163).

¹⁰ Garve, Christian: Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie. Uebers. und mit Anmerkungen v. Christian Garve. In: Ders.: Gesammelte Werke. Dritte Abteilung: Die kommentierten Übersetzungen. Bd. XI. Hg. v. Kurt Wölfel. Nachdruck der 1772 in Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung besorgten Ausgabe. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 1986, S. 4. Im Weiteren mit der Sigle „GF“.

¹¹ Rohbeck, Johannes: Erklärende Historiographie und Teleologie der Geschichte. In: Garber, Jörn/Thoma, Heinz (Hg.): Zwischen Empirisierung und Konstruktionsleistung. Anthropologie im 18. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer 2004, S. 77–97, hier 94.

⁶ Iselin: Ueber die Geschichte der Menschheit, Bd. 1, S. 57

⁷ Iselin: Ueber die Geschichte der Menschheit, Bd. 1, Zuschrift. o. S.

⁸ Vgl. das im Verlauf der Geschichte der Geschichtsphilosophie wachsende Bewusstsein ihres bloß ideellen bzw. regulativen Charakters. Dierse, U./Scholtz, G.: Geschichtsphilosophie. In: Ritter, Joachim (Hg.): Historischen Wörterbuch der Philosophie. Bd. 3, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1974, S. 416–439.

⁹ Der Garveschen Übersetzung folgend wird hier auf Fergusons *Institutes of Moral Philosophy* von 1773 (New York/London: Garland 1978) und nicht auf die viel umfangreicheren *Principles of Moral and Political Science* von 1792 (Bd. I–II. Hildes-

letzten Endes zur Übertragung der Eigenschaften des seinem Gegenüber ebenso feindlichen wie von ihm abhängigen Einzelmenschen auf die Ebene der Gattung. Die geschichtsphilosophische Logik mündet im Paradoxon des Menschen als eines mit sich uneinigen Wesens.¹²

3.2. Vom Agens zum Beobachter

So weit sind die vorliegenden Ausführungen freilich noch nicht gekommen. Vielmehr empfiehlt es sich im folgenden Schritt zu zeigen, wie eng die der Wechseldetermination von Individuum und Gattung innewohnende Differenz (und deren Übertragung in die Gegenüberstellung von Geschichtsschreibung und Philosophie der Geschichte) mit der heiklen Doppelrolle des Subjekts der Geschichte als deren Beobachter und Agens zusammenhängt. Zu diesem Zweck sei hier auf ein Argumentationssegment Christian Garves zurückgegriffen, in dem die teleologische Tragweite der menschheitsgeschichtlichen Betrachtung besonders aufschlussreich auf die Probe gestellt wird. Dies erfolgt an den zu diesem Zweck hervorgehobenen Textstellen in Form eines Gedankenexperiments, in dessen Rahmen epistemologische Bedingungen und Möglichkeiten der Einsehbarkeit von Geschichte ausgehandelt werden. „Die Geschichte des menschlichen Geschlechts“ sei, so Garve in seinen Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie, „eine wichtige Einleitung zur Moral“ (GF, S. 300). Um die Vervollkommnung des einzelnen Menschen wahrzunehmen – Überblick und Ansatzpunkte für eine Moralphilosophie überhaupt zu bekommen –, muss man „auf den großen Schauplatz des menschlichen Lebens treten, [...] die verschiedenen Ordnungen der Menschen, die Glückseligkeit[,] der sie genießen, die Tugend, die sie ausüben und die Wege[,] auf welchen sie dazugelangt sind, [...] kennen“ (ebd.). Erst dadurch, so die für den geschichtsphilosophischen Denkraum übliche und im Zeichen des empirischen Erkenntnisanspruchs des Jahrhunderts¹³ stehende Argumentation, bekommt man die Gelegenheit,

¹² Vgl. Kant, Immanuel: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. In: Ders.: Schriften zur Geschichtsphilosophie. Stuttgart: Reclam 1985, S. 21–39, hier insbesondere 25–26; Ders.: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In: Ders.: Werkausgabe XII. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 687.

¹³ Vgl. Cassirer, Ernst: Die Philosophie der Aufklärung. Hamburg: Felix Meiner 1998, S. 6ff; Kondylis: Die Aufklärung, S. 226–235.

die menschliche Vollkommenheit „recht im Ganzen zu sehen“ (GF, S. 301). Um „das Bild eines Menschen“ vor Augen zu haben, „den die Natur zu seiner völligen Reife gebracht hat“ (ebd.), bedarf es einer Transgression der Einzelschicksale. Erst die Findung und die „Vereinigung mannichfaltiger Vollkommenheiten“ gibt der „Imagination“ des Betrachters das „Ideal, welches die bloße abstrakte Untersuchung der menschlichen Natur, oder die Beobachtung einzelner Menschen, ihm nicht würde gezeigt haben“ (ebd.).

Nun behält Garve beim Entwurf dieser Ausgangsoption der moralphilosophischen Betrachtung qua menschheitsgeschichtlicher Sichtung auch im Bewusstsein, dass der dadurch überschaute ‚Weg‘ nur bedingt mit einer stufenweisen Zunahme an Vollkommenheit bzw. Abnahme an Unvollkommenheit zu tun hat. Bei der historischen Überblicksgewinnung ist ebensoviel Unerwünschtes wie Erwünschtes in Kauf nehmen. Man muss im Stande sein, sich über rückständige Momente hinwegzusetzen, wenn man die Vervollkommnung, für die man sich als für die grundlegendere Tendenz entschieden hat, verfolgen möchte. Erst die Pluralisierung historischer Vollkommenheiten und die Singularisierung der Unvollkommenheiten, die Sammlung ersterer und die Aussortierung letzterer setzt folglich den hypothetischen Betrachter in die Lage, das Moralideal einer wünschenswerten menschlichen Natur herzustellen.¹⁴

Gleichwohl ist dies desto schwieriger, je mehr der hypothetische Betrachter selbst als ein Mensch gedacht wird. Der geschichtsphilosophische Auftrag bleibt am Problem hängen, dass die Überblicksleistung Selbstüberwindung beansprucht, dass der Beobachter und der Erkenntnisgegenstand mehr als für eine geglückte Darstellung nötig miteinander zu tun haben. Der Blickwinkel des menschlichen Beobachters muss deshalb durchgehend im konjunktivischen Modus des Gedankenexperiments behandelt und das Vermögen der Ausklammerung bzw. Funktionalisierung der Unvollkommenheiten des Geschichtsablaufs einem anderen Wesen vorbehalten werden. Erst der Schöpfer vermag über alle Schwachpunkte der hypothetischen Entwicklung zum Besseren hinwegzusehen: „Ein Wesen, welches die

¹⁴ Zur „Hintergrundgeschichte, auf der [...] alles, was progressiv deutbar ist, addiert werden konnte“, vgl. Koselleck/Meier: Fortschritt, S. 401.

Dinge nur unter dieser einzigen Beziehung sähe, unter der Beziehung, inwiefern sie gewisse Handlungen erfordern und veranlassen; ein solches Wesen müßte ein ganz reiner Geist seyn. Dieses Wesen allein könnte ein durchaus immer gleich glückliches Wesen seyn.“ (GF, S. 322–323) Die Tatsache, dass „nur *Ein* solches Wesen“ (GF, S. 323) bekannt sei, und dass es wiederum weit unterhalb des Menschen (tierische) Wesen gibt, für die gar keine Beziehung der Dinge aufgeht, ist dabei wegweisend für die menschliche Erkenntnis. Die Berufung auf die Einzigartigkeit und Vorbildlichkeit des göttlichen Blickwinkels ist ein Wink, sich in der geschichtsphilosophischen Betrachtung der „Glückseligkeit des Schöpfers“ (GF, S. 410) anzunähern. Damit „[d]ie Ordnung des Ganzen [...] die Unordnungen der einzelnen Theile verschlingen“ (GF, S. 409) kann, muss der menschliche Betrachter die Übeln nur „unter der Beziehung, inwiefern sie gewisse Handlungen erfordern und veranlassen“ (GF, S. 322), sehen können; es muss in seiner Macht stehen, die scheinbaren Defekte, unerwünschten Momente des Geschehensablaufs im funktionalen Rahmen ihrer mittelbaren Bedeutsamkeit, das Ganze mit „Einem Blicke“ (GF, S. 409) zu erfassen. Die Rekapitulation des diesbezüglichen schöpferischen Vermögens konvergiert dabei mit älteren Argumentationsweisen, die die Existenz und die Absichten Gottes belegen. Garve hebt in seinen Anmerkungen die Nützlichkeit – und die Unübersetzbarkeit – des Begriffs *tendency* hervor.¹⁵ Er bezeichnet „die Erfahrung, daß viele Dinge zu einerley Wirkung zusammenstimmen; [...] daß entfernte Ursachen durch einen gewissen Lauf sich immer gleichförmig in denselben Folgen endigen“ (GF, S. 350), und bringt in Abhebung von Begriffen wie ‚Wirkung‘ und ‚Absicht‘ die mögliche Indirektheit teleologischer Bewegungen bzw. des göttlichen Intellekts zum Ausdruck. Mit Hilfe des Begriffs *tendency* lassen sich auch die scheinbaren Fehl- und Rückschritte der Geschichte umdeuten. Sein Gebrauch belehrt darüber, dass das vor Augen liegende täuschen, ein Geheimnis verbergen kann; dass das Unstimmige in seiner Ausrichtung auf das Stimmige erst richtig betrachtet ist. Dabei bleibt der Begriffsinhalt nicht lediglich auf die Differenz zwischen dem höheren Intellekt und der geminderteren Fassungskraft seines Geschöpfes bezogen. Der Mensch wird in das

15 Vgl. GF, S. 351. Garve überträgt ‚tendency‘ je nach Kontext als ‚Folge(n)‘ (Ebd. S. 81, 163, 207), ‚Wirksamkeit‘ (S. 81), ‚Wirkungen‘ (S. 101, 223; auch als ‚Absichten und [...] Wirkungen‘, S. 91) und ‚Abzielung‘ (S. 113) ins Deutsche.

Wirkungsfeld von *tendency* durch eine ihm (als mittlerem Wesen¹⁶) eigene und ihn von den Tieren unterscheidende Eigenschaft, durch seine Fähigkeit zielgerichteter Handlung bzw. Wahrnehmung direkt einbezogen.¹⁷ „Das hungrige Thier sieht nur sein Futter; der hungrige Mensch sieht sich selbst und seine Ernährung; das Thier will die Sache, der Mensch will die Wirkung derselben“¹⁸; „[i]n jene[m] macht die Sache bloß einen unmittelbaren Eindruck, [...] in diese[m] wird sie erst auf den Menschen selbst bezogen“ (GF, S. 316)¹⁹. Der Mensch eignet sich dazu, Zusammenhänge wahrzunehmen bzw. herzustellen, sich selbst in diesen zu betrachten. Er vermag sich über einzelne Momente in Absicht anderer zu erheben, und ist grundsätzlich befähigt, an der Weisheit des Schöpfers zu partizipieren. Es lege an ihm, sich dieser Gabe der existenziellen Ausschau anzunehmen und sie zu entfalten.

Der Unterschied zu Gott ist in diesem Verhältnis lediglich, wenn auch in hohem Maße, graduell. In noch höherem Maße ist es – infolge einer im vorliegenden Zusammenhang wesentlichen Einschränkung – auch statistisch: Denn dem Erkenntnisimperativ können nur wenige Repräsentanten der Gattung entsprechen. Diejenigen, die es vermögen, sind in der Lage, den fehlenden Zusammenhang wiederherzustellen. In ihnen, den „Weisen“²⁰ und Philosophen findet das Problem der Geschichtsphilosophie seine Lösung – just in jenen Subjekten, für die es erst zu einem solchen geworden ist. Die Bewusstwerdung und die Beseitigung des geschichtsphilosophischen Dilemmas fallen im Rück-

16 GF, S. 323.

17 Ungeachtet der Eigenschaft der Intentionalität als unterscheidenden Merkmals schreibt Garve auch einer Differenzierung zwischen Lebendigem und Leblosem eine gewisse Rolle zu. In dieser Hinsicht erklärt sich *tendency* auch aus der „Erfahrung, daß es in der Welt gewisse Mittelpunkte gebe, gegen welche von allen Seiten Strahlen zusammenlaufen, die, so verschieden sie in ihrer Natur sind, doch immer durch diese Vereinigung etwas ähnliches wirken. Solche Mittelpunkte sind alle lebendige Wesen.“ GF, S. 351.

18 GF, S. 314. Betrachtet man Garves Verdeutschungen für *tendency*, so überrascht es nicht, dass die grundlegende Eigenschaft des Menschen andernorts in seinem „Trieb zur Wirksamkeit“ festgemacht wird. Zit. nach Koch-Schwarzer, Leonie: Populäre Moralphilosophie und Volkskunde. Christian Garve (1742–1798) – Reflexionen zur Fachgeschichte. Marburg: N.G. Elwert 1998, S. 387.

19 Vgl. Koch-Schwarzer: Populäre Moralphilosophie und Volkskunde. S. 387f.

20 Ein mit Iselins Ansichten übereinstimmender Gedanke Garves.

griff des menschlichen Intellekts auf sich selbst, in der rekursiven Aktivierung (und Thematisierung) der eigenen Fähigkeiten in eins zusammen. Der Agens der Geschichte und deren Beobachter haben sich um ein Haar – um den Preis der Statuierung einer Differenz zwischen den wenigen und den vielen – bis zur völligen Deckung angenähert.

3.3. Die wenigen und die vielen

Den Spalt, der sich zwischen dem Agens und dem Beobachter der Geschichte aufgemacht hat, kann man also überbrücken, indem man die beiden Positionen in der Figur des Philosophen vereinigt. Kaum ist dieser Schritt getan, so nehmen die dem geschichtsphilosophischen Ansatz innewohnenden Diskrepanzen auch schon in einer anderen – der nächstmöglichen Differenz Gestalt an. Bei zunehmender Repräsentativität des Philosophen wird nämlich der Rest der Menschheit zu dessen Publikum und damit aus der Geschichte entlassen.

Die Differenz der wenigen und der vielen lässt sich nun auch erzählerisch vermitteln. Garves an Ferguson angelehnter Bericht über die Entwicklung des Menschen liest sich als beredtes Zeugnis darüber, wie die Geschichte der Menschheit auf den Berichterstatter als einen durch Welt- und Selbsterkenntnis höhergestellten Menschen zuführen kann. Im Unterschied zu Ferguson, der in Fragen der Reichweite der intellektuellen Fähigkeiten des Menschen eher pragmatisch bis skeptisch urteilt und die menschlichen Vermögen bzw. Triebe entsprechend nüchtern gliedert²¹, will Garve „diese Materie besser [...] erklärt“ wissen, wenn man erzählt, „auf welche Weise nach und nach aus den thierischen Trieben die vernünftigen bey dem Menschen erwachsen“ (GF, S. 319).²² Demnach äußere sich die Fähigkeit des Menschen, die Begebenheiten um sich herum und sich selbst in seinen Handlungen in größeren Zusammenhängen, aus einem dem göttlichen verwandten Blickwinkel zu sehen, in der im Laufe seiner Geschichte zunehmend Raum gewinnenden Veranlagung, eine immer längere „Kette von Mitteln und Absichten“ (GF, S. 320) zwischen sei-

ne Bedürfnisse und ihre Befriedigung zu legen: „[B]ey keinem Thiere erfolgt die Befriedigung der Begierde so spät auf die Anstalten, die es zu diesem Ende macht, als bey dem Menschen. [...] [D]ie Arbeiten des Handwerksmanns oder des Ackerbauers, wenn sie gleich alle auf nichts weiter abzielen, als ihm Brod oder ein Kleid zu verschaffen, [sind] von diesem letzten Ziele [weit] entfernt.“ (Ebd.) Menschsein verbindet sich mit Sinn für Übertragung, Verlagerung und Umkehrung von Zweck-Mittel-Beziehungen. Durch Anhäufung der diesbezüglichen Wahrnehmungen und Praktiken werden im Laufe der Geschichte nicht nur die Begierden immer „künstlicher“ (GF, S. 319), „die Mittel der Erhaltung für den Menschen, durch Errichtung der Gesellschaft, [immer] reichlicher“ (GF, S. 320). Man wird auch in den Stand gesetzt, immer mehr dessen gewahr zu werden, dass in den Handlungen, durch die sich der Mensch „Nahrung und Bequemlichkeit verschafft hat, [...] ein höheres Gut liege, als in den äußern Endzwecken selbst, die durch sie erreicht werden“ (GF, S. 321). Zur Erkenntnis, dass der Menschheitsgeschichte eine den Einzelbestimmungen vorausgehende Zielvorgabe innewohnt, zur Bestimmung dieses höheren Gutes bedarf es einer Fähigkeit des Überblicks, der Erhebung über das Individuum und den Einzelfall. Die Komplexität dieser auf den Betrachter selbst zusteuern den Blickführung erklärt auch, warum dies immerhin nur den besten und edelsten möglich ist: Die Vorsehung hat

„einigen ihrer Geschöpfe, die noch nicht reif genug sind, ihre Geheimnisse zu verstehen, [...] ihre wahre und letzte Absicht verborgen. Dem besten, dem edelsten, mit einem Worte dem tugendhaften Menschen hat sie etwas davon offenbart. *Arbeite*, sagt sie ihm, um dein Brod zu gewinnen, dein Vermögen in Sicherheit zu stellen, dein Ansehen zu vermehren; [...] *aber wisse*, daß du selbst weit mehr der Endzweck bist, warum jene Sachen von mir auf deinen Weg gelegt worden, damit du dich mit denselben bearbeitest, deinen Verstand brauchst, dein Herz mit Neigung anfüllst, deinen Fleiß und deinen Muth üben kannst [...]. Daher, wenn du alle diese Sachen verfehlst: so bleibt dir noch immer der höchste Endzweck unverletzt.“ (GF, S. 324–325, Hervorheb. E. H.)

Mag hier die Tugend von allen Vermögen des Menschen an erster Stelle und die durch sie garantierte Heilsperspektive im Vordergrund stehen, so untermischt Garve der für eine Sittenlehre schlichten Aus-

21 Vgl. dessen „Natürliche Geschichte des Menschen“. In: GF, S. 11–70, insbesondere 56–61.

22 Zur Anthropologie Garves vgl. Koch-Schwarzer: Populäre Moralphilosophie und Volkskunde. S. 387ff und 399ff.

zeichnung der Tugendhaftigkeit – sowie der Differenzierung zwischen „privat“ („Arbeite[!]“) und „öffentlich“²³ („aber wisse[!]“) – eine Koppelung der Tugend an ein durchaus säkular organisiertes Wissen um den wahren Sachverhalt. Tugend und Erkenntnis verbinden sich miteinander und avancieren infolge der göttlichen Verschönerung ‚unreifer‘ Menschen zur Hauptbeschäftigung von wenigen Sachkundigen. Das tugendhafte Handeln wird zu einer Profession²⁴ und als solche zu anderen menschlichen Beschäftigungen in Beziehung gesetzt. Diese erfahren, ob es sich um den „Ackermann, Künstler und Regenten“ (GF, S. 324) handelt, zugunsten der Erkenntnistätigkeit als Handelns im Auftrag der Tugend eine kategoriale Zurückstufung. Die Beschäftigung des Philosophen wird als ‚besonders‘ menschlich gekennzeichnet. Als Vertrauter der Vorsehung ist er es, der – im Besitz des „Einen Blickes“ – die Lizenz bekommt, sich zum Repräsentanten der Menschheit zu erheben und deren Selbst- sowie Fremdreferenz (die Gattungsmerkmale und die Ewigkeit) zu bestimmen.

3.4. Selbstbezüglichkeit

Garves Darstellung der fortschreitenden Bewusstwerdung menschlicher Zielvorgaben zeigt auch, dass der menschliche Erkenntnisweg mehr einer um ihr Origo herumlaufenden Spirale gleicht als einer mit Verlauf der Zeit nachzuzeichnenden Linie. Das vom Tier über den Ackermann bis zum (Moral-)Philosophen zunehmend in den Blick rückende „höhere Gut“ scheint sich wie in einem Spiegel zu offenbaren, der dem Menschen vorgehalten ist. Seine Entwicklung führt

23 Vgl. Kant, Immanuel: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Kant, Immanuel u. a.: Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen. Hg. v. Ehrhard Bahr. Stuttgart: Reclam 1994, S. 9–17, hier 11. Vgl. auch den Schluss des Textes in Bezug auf die Einschränkung des Aufklärungsprojektes auf die Intellektuellen.

24 Ähnlich in Garves *Grundsätzen der Sittenlehre*, derzufolge „in der großen Sphäre der menschlichen und der tugendhaften Thätigkeit“ derjenige seine Pflicht gegen die Menschen „am meisten“ erfüllt, „welcher sie denken lehrt, welcher ihnen Liebe zur Wissenschaft beybringt, und die Hülfsmittel dazu darreicht“ (Garve, Christian: Eigene Betrachtungen über die Grundsätze der Sittenlehre. Ein Anhang zu der Uebersicht der verschiednen Moralsysteme. Breßlau: bei Wilhelm Gottlieb Korn 1798, S. 247) Indem er sie „das noch größere Vergnügen lehrt, wohlzutun, wo sie weder gegenseitige Dienste noch geselliges Vergnügen erwarten können“ (ebd.), erscheint seine Handlung (der Unterricht von Menschen in der Tugend selbstlosen Handelns) im Licht höchster moralischer Beispielhaftigkeit sowie Selbstbezüglichkeit.

mit dem kulturellen Nebeneffekt zunehmender Vergesellschaftung zur Erkenntnis, dass er „selbst und seine Handlungen mehr werth seyn, als alle die Dinge, die e[r] durch seine Handlungen sucht oder sich verschafft“ (GF, S. 323–324). In Ableitung und Anwendung dieser erkenntnistheoretischen Prämisse lassen sich auch die Anweisungen der Garveschen Morallehre lesen. Das Gute, „welches eine Handlung stiftet“, sei – einer der Hauptthesen von Garves *Grundsätzen der Sittenlehre* zufolge – „desto größer und die Handlung selbst desto löblicher, zu einer je edleren und höheren Gattung das Naturwesen gehört, für dessen Erhaltung und Vervollkommenheit sie sorgt, und je größeren Werth die Vollkommenheit selbst hat, welche sie demselben verschafft oder erhält“²⁵. Der Mensch habe zwar seiner Pflicht in diesem Sinne auch anderen, mittelbar oder unmittelbar vollkommenen Wesen gegenüber nachzukommen,²⁶ entspricht aber seinem (menschlichen) Auftrag der Wohltat erst recht seinesgleichen gegenüber. Die Sittenlehre erfüllt ihren Auftrag, indem sie den Menschen lehrt, seine ehemals theologisch garantierte Sonderstellung nun aus eigenem Material zu ersetzen, aus einzelnen (lebenswichtigen) Handlungen eine standardisierte Geschichte der Lebenserhaltung, eine selbstbezügliche Kontinuität der Gattung zu abstrahieren.²⁷

Die Erhebung des Menschen aus der tierischen Unmittelbarkeit, die Garves Überlegungen über die wenigen und vielen zur anthropologischen Grundlage dient, kommt in einer Bezugnahme des jungen Friedrich Schillers auf Garves ‚Erzählung‘ zu weiterem Einsatz. Sie wird in dessen Kasseler Dissertation *Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen* (1780) aufgenommen und in Verbindung mit der Philosophie der medizinischen Anthropologie weitergeführt. Die Individualentwicklung des Menschen wird im Knabenalter, so Schiller, dadurch gekennzeichnet, dass höhere Werte wie die „Liebe zur Arbeit, [die] Liebe zu den Eltern, zu Freunden, ja selbst [die] Liebe zur Gottheit“ als vorerst nur „geistiges Mittel zu tierischem Zweck“ durch die „Übertragung“ der Triebsbe-

25 Garve: Sittenlehre, S. 212.

26 Wie gut sich alte und neue Theorieversatzstücke miteinander vertragen, zeigt der Bezug dieser Überlegung auf die Vorstellung der *scala rerum*. Vgl. ebd., 241ff.

27 Vgl. Altmayer, Claus: Aufklärung als Popularphilosophie. Bürgerliches Individuum und Öffentlichkeit bei Christian Garve. St. Ingbert: Röhrig 1992 (=Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft Bd. 36), S. 163f.

friedigung „einigen Wert“²⁸ erlangen. Im Jünglings- und Mannesalter wird diese verkehrte Zweck-Mittel-Beziehung auf den Kopf (und damit richtig-) gestellt: Durch „[o]ftmalige Wiederholung“ werden die Schlüsse der Kindheit zu einer Fertigkeit, zu der der Jüngling und der Mann eine „Neigung“ gewinnen: Im „Mittel“, das ehemals der Übertragung tierischer Bedürfnisse gedient hat, wird „Schönheit“ (ebd.) entdeckt. „Aufklärung und Ideenbereicherung decken“ dem Menschen schließlich in diesem Lebensalter „die ganze Würde geistiger Vergnügungen auf“ (SV, S. 300–301) und die „Güter des Geists“ (SV, S. 300) werden zu „höchste[m] Zweck“ (SV, S. 301).

Wie radikal diese Entwicklung mit der wachsenden Aufmerksamkeit auf das Menschsein selbst zusammenhängt, führt Schiller in der anschließenden Rekapitulation der technisch-zivilisatorischen „Geschichte des Menschengeschlechts“²⁹ vor Augen. Ausgehend von den rohesten Bedürfnissen des Menschen als „Jäger, Fischer, Viehhirt[] [und] Ackermann“ verfolgt die Darstellung den Zivilisationsprozess bis hin zur Geschichte der Künste und Wissenschaften. Die Argumentation steuert mit der Entwicklung der neuzeitlichen Medizin auf ihren Höhepunkt zu: Denn es sei der Körper, der als Triebkraft der Geschichte des Menschengeschlechts den Geist dazu gebracht hat, „auf die Erscheinungen um ihn her zu achten“; er hat „die Welt interessant und wichtig“ (SV, S. 303) gemacht. Dieses zunächst durch körperliche Bedürfnisse erweckte Interesse bringe den Menschen letztlich dazu, sich selbst als Erkenntnisgegenstand zuzuwenden: „Der Mensch geht noch weiter. Not und Neugierde überspringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift mutig das Messer – und hat das größte Meisterstück der Natur, den Menschen entdeckt. So mußte das Schlimmste das Größte erreichen helfen, so mußte uns Krankheit und Tod drängen zum γυναιδι σαυτόν.“ (SV, S. 305) Auch dem Verfasser des *Versuchs über den Zusammenhang* geht es darum, das Menschliche auf einen „höchsten Endzweck“ hin zu bestimmen. Gleichwohl

28 Schiller, Friedrich: Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. In: Ders.: Sämtliche Werke, Bd. V: Erzählungen. Theoretische Schriften. Hg. v. Wolfgang Riedel. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2004, S. 287–324, hier 300. Im Weiteren mit der Sigle „SV“.

29 Schiller zitiert dabei Ludwig August Schlözer. Vgl. Ders.: Vorstellung seiner Universal-Historie (1772/73). Hg. v. Horst Walter Blanke. Hagen: Margit Rottmann Medienverlag 1990, S. 10–11.

wird Garves These von der Indirektheit der menschlichen Erkenntnis bzw. Selbsterkenntnis bei ihm als konstitutive Angewiesenheit des Geistes auf den Körper reformuliert. Dass es der Körper ist, der in der Folge zum Hindernis, zum Indikator und schließlich zum Gegenstand von Erkenntnis avanciert, erklärt sich im Zusammenhang des an der Hohen Karlsschule praktizierten medizinischen Denkens.³⁰ Mit der Betonung der Körperlichkeit nähert man sich metaphysischen Prämissen. Schillers Version des geschichtsphilosophischen Selbstbezugs der menschlichen Erkenntnistätigkeit steht im Dienst einer im medizinischen Kontext stattfindenden Aufwertung der Sinnlichkeit vor der Intelligibilität. Die für den Menschen konstitutive Selbstbezüglichkeit der Existenz erscheint in dieser Perspektive – aus Absicht einer Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen Körper und Geist – als ausgesprochen körperbedingt.

3.5. *Bewusstwerdung und Verdrängung*

Die medizinisch-anthropologische Intention ist nun auch dafür verantwortlich, dass die – im Schillerschen Bild der Leichenöffnung gipfelnde – Konvergenz von Agens und Beobachter der Geschichte in einem dezidiert säkularisierten Rahmen erfolgt. In Schillers Hinweis auf den delphischen Orakelspruch und den hippokratischen Erkenntnisauftrag verdichtet sich eine gezielt nicht-metaphysische Version der menschlichen Erkenntnisdisposition. Zugleich lässt sie ihr (christlich-)theologisches Gegenstück (als Verdrängtes) aufscheinen: den Auftrag des Menschen, Gottes Werke zu bewundern, als Erkenntnisorgan der Natur zu fungieren. Die menschliche Erkenntnis ist letzterer Vorstellung zufolge dazu da, die Selbstbewunderung des Schöpfungswerks zu bewerkstelligen. In Schillers Argumentation erreichen sowohl die Herkunft dieses Auftrags, als auch dessen ursprüngliche Intention ihre höchste Schwundstufe. Die Inanspruchnahme des bei Garve von Gott geliehenen bzw. erhaltenen „Eine[n] Blick[es]“ geht gerade in dem Augenblick in Erfüllung, in dem sich der Mensch verselbständigt und des Ursprungs vergisst. In der gegenseitigen Angewiesenheit von Körper und Geist bleibt das, was auf

30 Vgl. Riedel, Wolfgang: Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der „Philosophischen Briefe“. Würzburg: Königshausen und Neumann 1985, S. 17ff.

physiologischer Grundlage nicht erfassbar ist, gleichsam ausgespart. Schillers (Schlözers) kultur- und technikgeschichtliche Retrospektive belehrt darüber, dass der menschlichen Erkenntnis so gut wie nichts mehr im Wege steht – außer, dass sie die Fähigkeit verliert, sich über die eigene Physis hinwegzusetzen. In dem Moment, als der Mensch für sich selbst interessant genug wird, verschließt er sich vor der nur äußerlichen – höheren – Erkenntnis. Gleichwohl bleibt seinem neuen Wissen der dieses (nicht mehr) konstituierende Ursprung, sein Anderes, ein Nichtwissen eingeschrieben. Die Öffnung auf den Menschen wird nun um den Preis einer Schließung (als wiederholten Sündenfalls) erworben. In der Überwindung der Differenz von Körper und Geist wird das geschichtsphilosophische Narrativ als der Zusammenschluss von Bewusstwerdung und Verdrängung vormodelliert.

Der medizinische Diskurs trägt das seine zur Erfassung jenes mit sich uneinigen Wesens bei, an dessen Innerem und Äußerem die geschichtsphilosophische Betrachtung Veränderungen wahrnimmt, die es sich als Figur der Geschichte gefallen lassen muss. Die Medizingeschichte zeigt einmal mehr, dass man diese wandelnde Figur in verschiedenen Bündelungen und in verschiedenen Diskursen gewahr werden kann. Auch dient er zum Beweis der mehrfach geäußerten Ansicht, dass die Gestaltgewinnung historischer Diskurse im 18. Jahrhundert das ausdifferenzierte Wissenschaftssystem des 19. Jahrhundert nur vorwegnimmt, jedoch nicht gänzlich umsetzt. Das alles in Betracht gezogen nimmt es kein Wunder, wenn der Gesamtanblick dieser beunruhigend proteischen Gestalt wiederum in einem benachbarten Diskurs entdeckt und zur Schau gestellt wird. Die Geschichte des Gattungswesens Mensch in Differenz zu sich selbst führt direkt in die Naturgeschichte.

4. „Erkenne dich selbst!“ Herausforderung der Naturgeschichte

4.1. Von Linné zu Buffon

Im Rahmen der Naturgeschichte begegnet man in Carl von Linnés berühmtem Vermerk zur Gattung Homo („Nosce te ipsum“¹) und in seiner späteren Namensgebung des Homo Sapiens („vernunftbegabter Mensch“) erneut und in verdichteter Form dem Problem der Selbstbezüglichkeit der menschlichen Erkenntnis. Linnés Entscheidung, dem Menschen in ironischer Abwandlung des Orakelspruchs einen Beinamen zu geben, der „keine spezifische Identität außer derjenigen [bezeichnet], daß er sich selbst erkennen kann“, führt in Form einer „klassifikatorische[n] Anomalie“² die Schwierigkeiten vor Augen, mit denen sich ein naturwissenschaftliches Klassifikationssystem angesichts der Positionierung des Menschen in der Welt des Lebendigen zu konfrontieren hat. Das „Uebel“ der „Methoden“, schreibt darüber

1 Des Ritters von Linné vollstaendiges Natursystem nach der zwolften lateinischen Ausgabe und nach Anleitung des hollaendischen houttuynischen Werks mit einer ausfuehrlichen Erklaerung ausgefertigt von Philipp Ludwig Stadius Mueller. Erster Theil. Von den saeugenden Thieren. Nuernberg 1773, S. 61.

2 Agamben, Giorgio: Das Offene. Der Mensch und das Tier. Übers. v. Davide Giuriato. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, S. 36. Agamben macht auf Linnés Verunsicherung in der klassifikatorischen Bestimmung des Menschen aufmerksam und zitiert aus dessen *Systema naturae* von 1735 die Formulierung, der Mensch komme „nur zu sich selbst, indem er sich über den Menschen erhebt“. (S. 37). Agamben dazu: „Den Menschen aber nicht durch eine *nota characteristica*, sondern durch die Selbsterkenntnis zu definieren, bedeutet, daß nur derjenige Mensch sein wird, der sich selbst als solcher erkennt, daß *der Mensch dasjenige Tier ist, das sich selbst als menschlich erkennen muß, um es zu sein.*“ S. 36.

Linnés Kontrahent, Georges-Louis Leclerc de Buffon, bestehe unter anderem darin, „daß man die Kette von Begriffen entweder allzuweit ausdehnen, oder auch allzuenge zusammenziehen will, daß man die Gesetze der Natur gewissen willkührlichen Gesetzen unterwerfen will, daß man sie trennen will, wo sie untrennbar ist, und dass man ihre Kräfte nach unserer schwachen Einbildungskraft abwägen will“³. Die „Diskretheit der Begriffe“ steht mit der Forderung der Kontinuität, des lückenlosen Übergangs der Lebewesen ineinander, ihres von alt her bestimmten Zusammenhangs miteinander im „prinzipiellen“⁴ Widerspruch. Dies trifft grundsätzlich auf jede Art Systematik zu.⁵ Dessen unbekümmert setzt sich Buffon selbst über das Problem hinweg, indem er seinerseits eine andere Sichtweise in die naturhistorische Systematik einführt. Er lässt den Erforscher der Natur wieder ganz von vorne anfangen und konzipiert ihn als einen Menschen, „der wirklich alles vergessen hat, oder der in einer völligen Unwissenheit von allen den Dingen, die um ihn sind, aus dem Schlafe erwacht“ (BE, S. 21).⁶ In dieser adamitischen Ur-Umschau soll der wiedergeborene Naturgeschichtsschreiber sein System dem der Natur angleichen und nur das gewahr werden, was ihm die Natur auf Grund von Ähnlichkeiten und Differenzen zu erblicken gestattet. „Wäre es nicht einfacher, natürlicher, und der Wahrheit gemäßer“, fragt Buffon, „wenn

man sagte: ein Esel sey ein Esel, und eine Katze sey eine Katze; als wenn man, ohne zu wissen warum, den Esel zum Pferde, und die Katze zum Luchse machen will?“ (BE, S. 28)

Die Konsequenz einer solchen Blickführung ist nicht nur die Ersetzung der klassifikatorischen Schematik durch die Sichtung vermeintlich offensichtlicher Unterschiede und Ähnlichkeiten, sondern auch die präökologische „Vision der lebendigen Natur als eines harmonischen Gefüges der unterschiedlichen Lebewesen“⁷ – eine Gesamtschau, die Buffons naturhistorische Betrachtungsweise vielfach mit geschichtsphilosophischen Kompetenzen und Zuständigkeiten ausstattet. Die Entlassung der Lebewesen aus dem System der Verwandtschaften Linnéscher Prägung in ihre, durch klimatische Einflüsse und benachbarte Gattungen bestimmte Umwelt⁸ ermöglicht (und auch erzwingt) nämlich die Berücksichtigung der zeitlichen Dimension des Lebendigen. Sie erfolgt bei Buffon durch Neudefinierung des Zusammenhangs von Gattung und Individuum. Das, was an der Gattung von Dauer ist, kann sich der Buffonschen Logik zufolge immer nur in individuellen Lebewesen äußern.⁹ Die Gattung erhält sich in und durch Individuen, die ihrerseits – in ihrer natürlichen Umwelt und durch den (ebenfalls individuellen) Betrachter wahrgenommen – sind, als wären sie immer die ersten ihrer Art. Aus diesem Grunde kommt die Natur für den Betrachter als immer wieder neu zu benennendes (zu beschreibendes) adamitisches Nebeneinander von Erstexemplaren im paradiesischen Zustand zum Vorschein. Dessen Bedingung ist jedoch, dass das Einzelexemplar restlos im gattungsbezogenen funktionalen Nacheinander historischer Individualitäten aufgeht. Der Naturforscher habe folglich in jedem Exemplar die Gattungszugehörigkeit, in der „ununterbrochene[n] Generationenfolge von Individuen“¹⁰ dem immer ersten Blick zum Trotz nur die Eigenständigkeit der Gattung vor Augen zu halten.

3 Buffon, Georges-Louis Leclerc de: Erste Abhandlung. Von der Art, die Historie der Natur zu erlernen und abzuhandeln. In: Ders.: Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt; nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Ersten Theils erster Band. Hamburg und Leipzig 1750, S. 3–40, hier 6–7. Im Weiteren mit der Sigle „BE“.

4 Vogl, Joseph: Homogenese. Zur Naturgeschichte des Menschen bei Buffon. In: Schings, Hans-Jürgen (Hg.): Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992. Stuttgart/Weimar: Metzler 1994, S. 80–95, hier 83.

5 Die Probleme der Klassifikation bleiben auch bei Linné nicht unreflektiert. Vgl. Frank Doughertys Hinweis auf Wandlungen in dessen Lebenswerk. Dougherty, Frank William Peter: Buffons Bedeutung für die Entwicklung des anthropologischen Denkens im Deutschland der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zu Themen der klassischen Periode der Naturgeschichte. Göttingen: Norbert Klatt 1996, S. 70–88, 323–351, hier 329.

6 „Die Ordnung der Natur konstituiert sich im Vergessen“, schreibt Vogl. „Dieses Erwachen zur Natur [...] entwirft [...] einen kohärenten und erinnerungslosen Raum, verpflichtet das Sichtbare auf die Beschreibung und wiederholt die Reihe der Dinge in einer Homogenese der Benennungen, die [...] die Kontinuität der Naturobjekte nachbuchstabiert.“ Vogl: Homogenese, S. 80–81.

7 Dougherty: Buffons Bedeutung, S. 333.

8 In Illustrationen zu Buffons Werk dargestellt als Zusammenkunft der Tiere der Luft, der Erde und der Gewässer. Vgl. Herrn Buffons allgemeine Naturgeschichte. Zweiter Band. Troppau: bei Joseph Georg Traßner 1785, Frontispiz.

9 Dougherty: Buffons Bedeutung, S. 334.

10 Ebd. S. 75.

Die naturhistorische ‚espèce‘ entspricht demnach erst als Abfolge, im Überdauern ihrer Individualität den Anforderungen einer sich als naturtreu gebärdenden Natursystematik. Durch sie wird die räumliche Metaphorik der Naturbeschreibung durch eine vertikale, naturgeschichtliche Dimension ergänzt.¹¹ Sie fügt der Idee der identischen Abfolge die Prothese temporärer, aus Umweltfaktoren resultierender Modifikationen hinzu. Gilt diese Wendung der Betrachtung als ein Zugewinn und deutet sie eine Annäherung der Naturgeschichte an die geschichtsphilosophische Fragestellung der Selbsterkenntnis an, so signalisiert sie auch grundsätzliche Probleme, denen das Buffonsche System begegnet: Die zeitliche Existenz und die mit ihr einhergehenden Veränderungen in der Natur (auch des Menschen) einzuräumen, wie dies Buffons Milieutheorie¹² tut, ist ein Leichtes, sie nachzuweisen, wird jedoch zu einem kaum zu überbrückenden Hindernis. „Die Vergangenheit ist wie die Entfernung“, schreibt Buffon in *Les Epoques de la nature* (1778), einem Werk, in dem er Problemen mit der Zeitlichkeit der Natur nachzukommen versucht, „unser Gesicht ist zu kurz, und würde sich ganz in ihr verlieren, hätte nicht Geschichte und Zeitrechnung an den dunkelsten Stellen Signale und Fackeln aufgestellt, die uns auf unserm Wege leuchten. Wie viel Ungewißheit finden wir nicht, ohnerachtet dieses Lichtes der geschriebenen Ueberlieferung, wenn wir nur einige Jahrhunderte höher herauf gehen!“¹³ Wie können die Signale des weit Zurückliegenden erfasst und sinnvoll gemacht werden? Wie werden sie für den erst zum Sehen erwachten Menschen Buffons einseh- und für Klassifizierungen anwendbar?¹⁴ Buffons Lö-

11 Zur Verzeitlichung im Denken des Jahrhunderts vgl. Lepenies, Wolf: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. München/Wien: Hanser 1976, 21ff; zu diesbezüglichen Bedenken: Dougherty: Buffons Bedeutung, S. 340, Lefèvre, Wolfgang: Die Entstehung der biologistischen Evolutionstheorie. Frankfurt/M. u.a.: Ulstein 1984, S. 216.

12 Vgl. van Hoorn, Tanja: Dem Leibe abgelesen. Georg Forster im Kontext der physischen Anthropologie des 18. Jahrhunderts. Tübingen: Niemeyer 2004, S. 26–34.

13 Buffon, Georges-Louis Leclerc de: Epochen der Natur. Übersetzt aus dem Französischen des Herrn Grafen Buffon, Aufseher über den Garten und das Cabinet des Königs von Frankreich, Mitglied der französischen Akademie, der Akademie der Wissenschaften und anderer. Erster Band mit Kupfern. St. Petersburg. Verlegt Johann Zacharias Logau, 1781, S. 3–4.

14 Da die Dokumente der Natur „theils unzugänglich [...] theils unleserlich sind“, so Kant darüber in seinen Vorlesungen zur *Physischen Geographie* (*1801), habe die Naturgeschichte immer noch mehr als nötig mit einer „Wissenschaft der Götter“

sungsvorschlag, ein in seiner Tragweite äußerst beschränkter Transformismus, ist weit entfernt vom modernen Evolutionsgedanken und eignet sich eher nur dazu, gegen den Konservativismus der Präformationslehre zu opponieren.¹⁵ Bei der Zulassung von artbezogenen Veränderungen und deren Vererbung unter dem Einfluss von Klima und Milieu geht es ihm lediglich darum, es bei der Möglichkeit der zeitweiligen Verdunkelung und generellen Wiederherstellung sonst beständiger prototypischer (adamitischer) Gattungen zu belassen. Der Buffonschen Direktive zufolge gilt es zwar alles genau zu besehen. Hinzu kommt nun die Klausel, dass dem Augenschein doch nicht vorbehaltlos Glauben zu schenken ist. Im Hinblick auf die Abfolge, deren milieubedingte und reversible¹⁶ Varietäten innerhalb der festgesetzten Gattungsgrenzen nur die Dauer zu dokumentieren haben, macht sich im Buffonschen System ein Konflikt bemerkbar, der sich als Beitrag der Naturgeschichte weniger zu den positiven Zwecken der Geschichtsphilosophie als zu deren Differenzen und Spaltungen lesen lässt. Als solche präsentiert sie mit aller Vorliebe für die Anschaulichkeit (und die Empirie) eine Variante der durch und durch widersprüchlicher werdenden Menschengestalt der zweiten Jahrhunderthälfte.

4.2. „Ein Blick in das Ganze der Natur“ (G. Forster)

In Bezug auf dieses nur bedingt Sehenswerte an der Figur des Menschen für Buffons neugeborenen Naturbetrachter sei ein Text in diesem Zusammenhang herangezogen, der zugleich Dokument eines Falls doppelter Autorschaft ist. Buffons Auseinandersetzung mit den menschlichen Dispositionen der Naturgeschichtsschreibung, seine für den Menschen folgenreiche Engführung von Erkenntnis und Gattungszugehörigkeit wird nämlich in Georg Forsters *Ein Blick in das Ganze der Natur* – entstanden um 1781 als Einleitung zu Forsters

zu tun. In: Immanuel Kants physische Geographie. Ersten Bandes erste Abtheilung, welche die mathematischen Vorkenntnisse und die allgemeine Beschreibung der Meere enthält. Mainz/Hamburg: bei Gottfried Vollmer 1801, S. 6.

15 Zur Differenz zwischen Keimtheorie und Epigenese vgl. Jahn, Ilse (Hg.): Geschichte der Biologie. Theorien, Methoden, Institutionen, Kurzbiografien. Hamburg: Nikol 32004, S. 259–270; Deleuze, Gilles: Die Falte. Leibniz und der Barock. Übers. v. Ulrich Johannes Schneider. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2000, S. 11–28.

16 Vgl. Dougherty: Buffons Bedeutung, S. 340.

Vorlesung über die Anfangsgründe der Tiergeschichte – wiederaufgenommen und zu großen Teilen wörtlich zitiert.¹⁷ Im großangelegten Panoramabild Forsters bzw. Buffons, das von den Sternensystemen über die Naturreiche bis hin zum Menschen führt, erscheinen die Gattungen als besondere Medien der Gesetze der Natur. Forster erinnert in Anlehnung an Buffon an zwei, einander gegenläufige Prinzipien. Die Natur¹⁸ kann zum einen als „plastische Bildnerin [...] alles verändern, umbilden, auflösen, entwickeln [und] erneuern“ (FE, S. 80).¹⁹ In ihrer Freiheit im Bilden belässt sie nichts in einmaliger Form, „keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst, [sei] beständig“ (FE, S. 87). Zum anderen kann sie jedoch „nichts erschaffen und vernichten“ (ebd.). Infolge ihrer Ermangelung des wichtigsten göttlichen Privilegs Sorge sie dafür, dass nichts, was bereits vorhanden ist, verschwindet. Das Zusammenspiel von Erhaltung und Umgestaltung führt im Reich der Natur zu entgegengesetzten Effekten. Während die Materie und

17 Ein Blick in das Ganze der Natur. Einleitung zu Anfangsgründen der Tiergeschichte. In: Ders.: Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Band VIII: Kleine Schriften zu Philosophie und Zeitgeschichte. Bearbeitet v. Siegfried Scheibe. Berlin: Akademie, 1974. S. 77–97. Im Weiteren mit der Sigle „FE“. Forsters Text beruht auf Paraphrasen und von Forster selbst gemachten Übersetzungen von folgenden zwei Texten: De la nature. Première vue. In: Histoire naturelle, générale et particulière, avec la description du Cabinet du Roi, Paris: L’Imprimerie Royale 1764, Tome XII, S. III–XVI; De la nature. Seconde vue. Ebd. Tome XIII (1765), S. I–XX; Zu den einzelnen Parallelen vgl. die Erläuterungen zu Forsters Text. a.a.O., S. 390–391.

18 Über Forsters „Verabsolutierung des Naturbegriffs“ vgl. Hochadel, Oliver: Natur – Vorsehung – Schicksal. Zur Geschichtsteleologie Georg Forsters. In: Garber, Jörn (Hg.): Wahrnehmung – Konstruktion – Text. Bilder des Wirklichen im Werk Georg Forsters. Tübingen: Niemeyer 2000, S. 77–104, hier 81.

19 Vgl. die Parallelstelle im Wortlaut der ersten deutschen Buffon-Ausgabe von 1750–1774: „Die Natur selbst ist [...] eine ohne Aufhören geschäftige Künstlerin, die alles zu gebrauchen weis, die nach ihrem eigenen Muster, und beständig aus eben demselben Stoffe arbeitet, den sie, weit entfernt, ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht: [...] Vernichten und Schaffen sind eigene Handlungen der Allmacht; verändern, verwandeln, zerstören; entwickeln, erneuern, sind die einzigen Rechte, die sie hat abtreten wollen.“ Buffon, Georges-Louis Leclerc de: Erste Betrachtung über die Natur. In: Ders.: Allgemeine Historie der Natur [...]. Sechsten Theils zweyter Band. Hamburg und Leipzig 1769, S. I–X, hier I–II; (Die *Zweyte Betrachtung über die Natur* befindet sich In: Siebenten Theils erster Band. 1770. S. V–XVIII); Vgl. im Original: „[L]a Nature est [...] un ouvrier sans cesse actif, qui fait tout employer, qui travaillant d’après soi-même. toujours sur le même fonds, bien loin de l’épuiser le rend inépuisable: [...] [A]néantir & créer sont les attributs de la toute-puissance; altérer, changer, détruire; développer, renouveler, produire, sont les seuls droits qu’il a voulu céder.“ De la nature. Première vue, S. III–IV.

die sie gestaltenden „plastischen Kräfte“ (FE, S. 88) dauerhaft sind, dient die „Zerbrechlichkeit der Geschöpfe“ dem „Schauspiel [des] immerwährenden Cirkels“ (FE, S. 87) der Natur. Dauer und Wechsel rücken im Wirkungskreis der Gattungen dicht aneinander. Sie konfliktieren in der Doppelrolle des Individuums, als Einzelkörper die Vergänglichkeit und die Variation, als Trägerin der Gattung die Dauerhaftigkeit zum Tragen kommen zu lassen. Denn „[d]as Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmalen eingegraben sind; aber alle hinzugekommenen Pinselstriche sind verschieden“ (FE, S. 88). Deshalb auch habe „die Zeit selbst [...] nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen“, während „[d]as Daseyn der Gattungen [...] ununterbrochen fort[währet]“ (FE, S. 89).

Der der Doppelrolle des Individuums innewohnende Konflikt des naturhistorischen Ansatzes kommt als Inanspruchnahme des geschichtsphilosophischen Doppels von Agens und Beobachter zum Vorschein. Es zeigt sich dabei, mit welchen Konsequenzen die Vernunftfähigkeit und Erkenntnishaftigkeit des Menschen für seine gattungsmäßige Beständigkeit einhergeht: „Wir wollen nun einmal die Gattung an die Stelle des Individuums setzen“, beschließt der Buffon wortwörtlich zitierende Forster, „uns den ganzen Schauplatz der Natur, und zugleich den überschauenden Blick eines Wesens denken, das die ganze Menschengattung vorstellte“ (FE, S. 89). Denn der Mensch selbst erblicke als Individuum in den „Ideen von Zerstörung und Erneuerung“, mögen sie „noch so groß und allgemein vorkommen“, nur „Bilder von Tod und Leben“. Das „Wesen“ hingegen, „welches [...] die Stelle der ganzen Gattung verträte, [würde] ein allgemeineres und vollständigeres Urtheil fällen“. Es würde in dem, was für den Menschen nur „Abwechslungen und Folgen“ sind, „Bleiben und Dauer“ (FE, S. 90) sehen. „Die eine Jahreszeit ist für ein solches Wesen mit der im vorhergehenden Jahre einerley; einerley mit den Jahreszeiten aller Jahrhunderte. In seinen Augen sind das tausendste Thier in der Reihe der Geschlechter, und das erste, eins und dasselbe Thier“ (ebd.). Die durch die Gattung bewerkstelligte Stellvertretung kompensiert die existentielle Blindheit des menschlichen Individuums. Sie geht aus dem Anspruch hervor, die Konstanz der Abfolge der Generationen ersichtlich zu machen.

Damit ist gleichwohl noch nicht die ganze Reichweite dieses Bildes erschöpft. Die Tatsache, dass es zum Denken der naturgegebenen Ordnung eines Gedankenexperiments bedarf, lenkt die Aufmerksamkeit auf die zweite Komponente der Fiktion. Denn die Beseitigung von Mängeln ist in Wahrheit auf beiden Seiten der Gleichung erforderlich. Das Gattungswesen kann die Wünsche des Geschichtsschreibers der Natur nur hypothetisch erfüllen. Die Gattung ist nur eine Abfolge, die aus einem der Zeit gegenüber immunen Mechanismus hervorgeht und zur Selbstwahrnehmung des Blicks des menschlichen Individuums bedarf. Sie ist abhängig von einem Vermögen, dessen sie entbehrt. Die Notwendigkeit der Stellvertretung zwischen Gattung und Individuum beruht folglich auf Gegenseitigkeit. Das Gedankenexperiment realisiert diese Gegenseitigkeit, indem es die Weitläufigkeit der Gattung (den durch sie gebotenen epistemologischen Rahmen) mit dem metaphorischen Sehvermögen des Individuums (mit dessen Erkenntnisfähigkeit) verbindet. Um die Ganzheit der Natur herzustellen, muss die Gattung an die Stelle des Individuums gesetzt, mit dessen Augen versehen und zu einem Wesen gemacht werden, das einen Überblick über sich selbst gewinnt.

4.3. Der „Repräsentant der ganzen Menschengattung“

Aus dieser epistemologischen Notwendigkeit erklärt sich nun die Wendung, die Forsters-Buffons Gedankenexperiment in der Folge nimmt. „In der That auch“, heißt es, „wenn wir immer so wie jetzt fortlebten, und dazu alle Wesen um uns her, so wie sie jetzt sind, beständig blieben; wenn alles beständig so wäre wie heute: so würde der Begriff, den wir uns von der Zeit machen, verschwinden, und das Individuum zur Gattung werden.“ (FE, S. 90) Die das Gedankenexperiment steuernde Stellvertretung kann also auch aus der entgegengesetzten Richtung angegangen werden. Man kann auch umgekehrt vorgehen und, anstatt die Gattung an die Stelle des Individuums, auch das Individuum an die Stelle der Gattung setzen. Aus diesem „neuen Gesichtspunkte“ (ebd.) soll dem menschlichen Individuum die Weite eröffnet, die Zeit erfahrbar gemacht werden. Zu diesem Zweck wird ein Bild der kulturhistorischen Kumulation des Wissens gezeichnet. Es zeigt ein einzelnes Individuum („den Menschen“), dessen Kompetenz expandiert und sich letztlich über Generationen von Vorfahren

und Nachkommen erstreckt. Das Kind ‚Mensch‘ muss sich entwickeln und als Erwachsener seiner Herkunft innewerden:

„Wahrlich, der Mensch, wenn er in die Welt tritt, kommt aus der Finsterniß. Seine Seele ist so nackt wie sein Körper; er wird ohne Kenntniß, so wie ohne Schutzwehr geboren [...]; sobald aber seine Sinne mehr Festigkeit erlangt haben, sobald er seine Gefühle mit einander vergleichen kann: so gehet er mit seinen Betrachtungen in die weite Welt; er behält sie, erweitert und verbindet sie mit einander. Der Mensch, und besonders der unterrichtete Mensch, ist kein bloßes Individuum mehr; er ist, einem großen Theile nach, der Repräsentant der ganzen Menschengattung. [...] Die [...] in einem einzigen Menschen vereinigte Erfahrung mehrerer Jahrhunderte erweitert die Schranken seines Wesens unendlich. [...] [E]r ist beynahe jenes Wesen, welches wir uns vorhin an die Stelle der Gattung dachten. Er liest im Vergangenen, sieht das Gegenwärtige, urtheilt über das Zukünftige; und in dem Strome der Zeiten, der alle einzelne Dinge in der Welt herbeyführt, fortzieht und verschlingt, sieht er die Gattungen beständig, und die Natur unwandelbar.“ (FE, S. 90–91)

Über das an die Stelle der Gattung gesetzte Individuum lässt sich mehreres sagen. Es ist zunächst einmal ein Wesen, in dem die gattungsmäßige Beständigkeit und die individuelle Wandelbarkeit einander auf geheimnisvolle Weise die Waage halten. Er ist ein Mensch geworden, dessen Vergänglichkeit durch die Erhebung über die Zeiten (in seherischer Vor- und Rückschau) gleichsam ausgesetzt wird. Auf halbem Wege wird er angehalten und verharret gleichsam in der ewigen Jugend des erfüllten Menschendaseins. Er ist sogar im Besitz von Kompetenzen, die Buffon an anderer Stelle eindeutig von einem höheren Wesen herleitet: Denn

„Gott allein kennt das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige. Er ist das Wesen aller Zeiten, und sieht in alle Zeiten. Der Mensch, dessen Daseyn so wenig Augenblicke dauert, sieht nichts als diese Augenblicke; aber ein lebendes, ein unsterbliches Vermögen in ihm vergleicht, unterscheidet und ordnet dieselben“²⁰.

²⁰ Buffon: Der doppelte Mensch. In: Ders.: Allgemeine Historie der Natur [...], Zweyten Theils zweyter Band. Hamburg/Leipzig 1754, S. 32–50, hier 50.

Nur „[d]urch dieses Vermögen“ erkennt der Mensch „das Gegenwärtige, beurtheilet das Vergangene, sieht das Zukünftige voraus“²¹. Dem zum Gattungswesen erhobenen Menschen Buffons (und Forsters) sind diese Kompetenzen gleichsam zum Eigenbesitz geworden. Trotzdem ist er kein göttliches Wesen. Die Fähigkeit dieses sich selbst und seinesgleichen zugewandten Blickes im Fortgang der Generationen ist vielmehr nur dem „unterrichtete[n] Mensch[en]“ vergönnt: „[E]r macht sich Begriffe, er behält sie, erweitert und verbindet sie miteinander“ (FE, S. 91). In ihm haben sich Erfahrungen angesammelt, die sich auf die „göttliche Kunst“ gründen, „Gedanken zu zeichnen, und sie auf die Nachwelt zu bringen“. Er ist ein Mann der Wissenschaft, der als „Repräsentant der ganzen Menschengattung“ (ebd.) die Erfahrung der Menschen und die Weitsicht Gottes in sich vereint.

Die Bewältigung dieser Aufgabe ist jedoch selbst unter Wissenschaftlern nicht jedermann, nur den besten vergönnt. Die Summe der Kenntnisse, so Forster, wächst und „bleibt in keinem Ebenmaße mit den engen Schranken dieses Lebens. [...] Nur wahres *Genie* dringt in das finstre Chaos der Gelehrsamkeit, und schafft es zur organischen Gestalt um [...]“ (FE, S. 77) In Forsters Werk ist etwa James Cook berufen, die Gabe einer ähnlich gelagerten Repräsentativität zu empfangen. In *Cook, der Entdecker* (1787) wird vielfach „das Auge des Seemannes“²², Cooks „durchdringende[r] Scharfblick“ gewürdigt, an dem man „den Genius des Entdeckers“ (FC, S. 243) erkenne. Seine Reisen hätten „Ausichten“ eröffnet, die mit dem „Traum einer hochgespannten Einbildungskraft, welche sich erkühnt, in eine dunkle, ungewisse Zukunft zu blicken“ (FC, S. 288), nichts zu tun haben. Denn alles, was Cook zum Erfolg verholfen habe, beruhte auf Erfahrung und Überlegung

²¹ Ebd.

²² „[W]er begreift nicht leicht, in wie vielen entscheidenden Fällen auf seinen Blick im Ozean, ebensoviel ankommt, als auf den Blick des Befehlshabers im Felde [...]? Die glückliche Bildung des Organs, welches die Lichtsstrahlen auffaßt, ist zwar die Bedingung dieser göttlichen Seheunst, aber nicht sie selbst; [...] denn das Wesentliche dieser Gabe besteht in einem regen Beobachtungstrieb, der nach Vervielfältigung der sinnlichen Eindrücke strebt, um dadurch schnell und sicher zu richtigen Urtheilen und zum vollkommensten Gebrauch der Sinne zu gelangen.“ Forster, Georg: *Cook, der Entdecker*. In: Ders.: *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*. Band V: *Kleine Schriften zur völker- und Länderkunde*. Bearbeitet v. Horst Fiedler u.a. Berlin: Akademie, 1985. S. 191–302, hier 242. Im Weiteren mit der Sigle „FC“.

und wurde vom Blick in das Ganze der Natur begleitet. In *De la Félicité des Etres physiques*, Forsters zeitlich wie thematisch naheliegender Rede aus den Kasseler Jahren, sind es wiederum „große Männer“ vom Schlage eines Cyrus, Solon, Perikles, Augustus, Joseph und Friedrich, die berufen sind, die durch die Jahrhunderte der menschlichen Kultur immer wieder unter- und auftauchende Leistung vollzubringen, die darin besteht, dass man „die Intelligenz vervollkommne[t], die Phantasie beflügel[t], die moralische Empfindsamkeit schul[t]“, sich mit einem Wort am „unsterbliche[n] Werk der *Vernunft*“²³ beteiligt. In *Ein Blick in das Ganze der Natur* fällt diese Rolle dem Geschichtsschreiber der Natur, und zwar auf die für ihn spezifische Art und Weise zu. Sein Auftrag lässt den Blick über die Gattung schweifen und hält ihn selbst in den Augen der dankbaren Nachwelt in ewig verjüngter Gestalt aufrecht. Durch seinen „Blick ins Heiligthum“ (FE, S. 80) gelangt dieser selbst zum ihr würdigen neuen Ansehen unter den Wissenschaften.

4.4. Die Figur des Menschen

Mit diesem Ergebnis ist aber zugleich auch das schwerwiegendere Problem dieser Figur angesprochen. Die Fähigkeit des Geschichtsschreibers der Natur, durch dessen Augen sich die Gattung beschaut, besteht in der passenden Blickführung; wer sonst, wenn nicht er sollte berufen sein, den Überblick über die Zeit zu gewinnen. Als einem Gattungswesen in toto ist ihm gleichwohl eine den menschlichen Individuen äußerliche und fremde Sichtweise eingeräumt. Das Befremdliche resultiert aber nicht nur hieraus. Es folgt auch aus der „Einrichtung der Weltmaschine“, die darauf gründet, dass „das Ganze dieser Maschine fest“ und „alle ihre Teile [...] beweglich“ (FE, S. 92) sind. Das Bestehende ist unbeständig, und diese Unbeständigkeit ist wiederum von erstaunlichem Bestand. Diesem Mechanismus zufolge ist die ganzheitliche Betrachtung durch noch so unmerkliche und unwesentliche Bewegungen, durch vexierbildhafte Spiele der Konturen der anvisierten Figur gestört. Das Standbild, das *filmstill* des Menschen in ewig jugendlicher Gestalt ist unscharf, verzerrt. Das Individuum, das

²³ Forster, Georg: *Über die Glückseligkeit der Lebewesen*. Übers. v. Marie Gauvillé. In: Merz-Horn, Silvia (Hg.): *Georg Forster (1754–1794). Die Kasseler Jahre. Texte – Materialien – Dokumente*. Kassel: Jenior & Preßler 1990, S. 47–55, hier 53. Im Weiteren mit der Sigle „FG“.

an die Stelle der Gattung gesetzt wurde, sieht die Figur des Menschen burleskartige, ungewöhnliche Bewegungen machen, unmögliche Veränderungen und Wandlungen, die bloße Sinnestäuschungen sind, erleben. Andauernd hinzukommende und trotzdem unwesentliche „Pinselstriche“ (FE, S. 88) verleihen ihr einen zweifelhaften Umriss. Sie sind die Resultate einer Naturgeschichte, die die Geschichtlichkeit ohne „die Geschichtlichkeit ihrer Gegenstände“²⁴, lediglich als folgenlosen Ablauf zulässt, die Wandlung ständig verkürzt und in Zügeln zu halten versucht. Außerdem sieht das für den besonderen Anblick auserkorene Gattungswesen diese Gestalt sich rasch auf sich selbst zubegeben. Denn, da sich die Kenntnisse der Menschheit nun mal in ihm, dem Stellvertreter angesammelt und den Blick erst eröffnet haben, ist er selbst diese Gestalt, deren Veränderungen er zusieht. Mit eigenen Augen sieht er seinen eigenen Körper sich vielfach verändern; er sieht sich aufrichten, Kenntnisse erwerben, aber auch – klimabedingt, dafür langwierig – schrumpfen und wachsen, mal schwarz, mal weiß, rot oder gelb werden.

Der „göttliche Funke“, „dieser Geheimnisse theilhaftig zu werden“ (FE, S. 87), wird von Forster (und Buffon) zu Recht als eine besondere Eigenschaft des Menschen hervorgekehrt. „Gott machte ihn allein fähig, ein Beschauer seiner Werke, ein Zeuge seiner Wunder zu seyn.“ (FE, S. 86) Nun gibt sich in der Stellvertretung des Individuums durch die Gattung und der Gattung durch das Individuum eine Gestalt zu erkennen, der zuzusehen, wenn nicht gleich unangenehm, so doch

24 Dougherty, Frank William Peter: Der Begriff der Naturgeschichte nach Johann Blumenbach anhand seiner Korrespondenz mit Jean-André DeLuc. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte bei der Entdeckung der Geschichtlichkeit ihres Gegenstandes. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zu Themen der klassischen Periode der Naturgeschichte, S. 148–159. Die Naturgeschichte setzt, so Dougherty über Blumenbach, „eine mögliche Veränderung in der Zeit voraus, so daß man durchaus von einem historischen Modell bei den Naturforschern des ausgehenden 18. Jahrhunderts sprechen kann. Da jedoch der Naturgegenstand selbst bei ihnen nicht Produkt eines historischen Prozesses ist, kann bei ihnen nur uneigentlich von Geschichte in der Bedeutung der Geschichtlichkeit gesprochen werden, die die Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts erst viel später entdecken sollten.“ S. 157; „[W]eit entfernt davon, ein Prinzip der *taxinomia* zu sein“, ist die Zeit in der Naturgeschichte auch Michel Foucault zufolge „nur einer ihrer Faktoren“. Ders.: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 197.

einigermaßen beunruhigend ist. Die Erkenntnisfähigkeit und die Vernunft haben auch ihre Nachteile für den Menschen. Erst durch sie erkennt er sich selbst, wird zum Homo *Sapiens*; durch sie wird er sich seiner aber auch gerade in seiner unerwünschten Wandlungsfähigkeit gewahr. Beim durch die Vernunft ermöglichten Zugang zur Gattung muss man das Nicht-Stillstellbare der Zeit in Kauf nehmen. Die für den Menschen konstitutive Eigenschaft ‚versetzt‘ diesen ständig, wird zu seiner Anomalie und gestaltet sich als ständige Abweichung von sich selbst – als ein Ausweichen vor den Endgültigkeiten.

Dieses Resultat aus der Perspektive des Späteren, etwa des evolutionistischen Denkens (vor-)wegzuerklären, bedeutet, es in seiner Spannung zu ignorieren. Die naturhistorische Selbstbetrachtung, die sich in geschichtsphilosophischer Zuständigkeit gezwungen sieht, den Wechsel ganz eng auf die Dauer und umgekehrt, die Dauer auf den Wechsel zu beziehen, lässt den Menschen zu einer ungewöhnlich schillernden Gestalt im Naturganzen werden. Als ob es ein menschliches Surplus²⁵ in der Schöpfungsordnung wäre, den einen um der anderen und die andere um des einen willen freizulegen. Das Spannungsverhältnis der beiden Momente der Naturwahrnehmung entfaltet sich als etwas Zusätzliches, Supplementäres, das nur mit dem Menschen zu tun hat. Dieses Surplus des Menschen lässt sich jedoch – konträr zur göttlichen Gabe der Beobachtung und Bewunderung des Schöpfungswerks – als eine Zugabe zur Natur zu entziffern, die für diese durchaus entbehrlich ist. Die „Regierung“ des Menschen in ihr ist „mehr Genuß als Besitz“ (FE, S. 96).²⁶ Forster setzt ans Ende seines – durch Anleihen aus der *Seconde vue de la Nature* dominierten – Textes das große Schlussbild der Kultivierung der wilden Natur durch den Menschen aus der *Première vue de la Nature* Buffons. Durch diese Umstellung der Buffonschen Textstellen werden dem Lob des Menschen deutliche Grenzen gesetzt. Zwar gehe durch die Trockenlegung der Moräste, die Ausrottung des Unkrauts, durch die Bezähmung der Wildtiere und die Bebauung der Felder „eine neue, verjüngte Natur“ (FG, S. 95) aus den Händen des Menschen hervor. Aber sobald die

25 Vgl. Vogl: Homogenese, S. 90.

26 In *De la Félicité des Etres physiques* weist lediglich ein dithyrambischer Ausruf über „eine neue Schöpfung“ im Erkenntnisgang des Menschen darauf hin, dass mit der menschlichen Erkenntnis bzw. Kultiviertheit („Tat“) etwas Unentbehrliches zum Schöpfungswerk hinzugekommen ist. FG, S. 53.

„Sorgfalt“ aufhört, „schmachtet, verdirbt und verwandelt sich alles“ und

„kehrt in das Gebiet der Natur zurück: *sie tritt wieder in ihre Rechte, löscht die Werke des Menschen aus*, bedeckt seine stolzesten Denkmähler mit Staub und Moos, zerstört sie vollends mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdruß, das mühsam erworbene Gut seiner Vorfahren durch seine Schuld verloren zu haben.“ (FG, S. 96, Hervorheb. E. H.)²⁷

Forsters Text endet mit Buffons Vanitas- und Kriegsvision²⁸ und verkürzt durch das Bild des scheiternden Zivilisationsprozesses rückwirkend auch das Bild der menschlichen Kognition. Die menschliche Leistungsfähigkeit wird durch die Thematisierung ihrer Grenzen relativiert. In ihrem Schatten scheint ein Wissen darüber Konturen zu gewinnen, dass dem auf sich selbst gerichteten menschlichen Blick das, was über den Menschen hinausgeht, unbekannt bleibt. Der Blick des Menschen über die Zeit sei nur und ausschließlich auf den Menschen gerichtet. Dessen „Schuld“ ist, dass er nicht sieht, dass es die Natur nicht kümmert, wie weit sein Blick reicht. Dies kommt einer Schließung²⁹ gleich und lässt sich als konstitutive Blindheit bestimmen. Als die Blindheit eines Blickes, der sich nur auf die eigene Gestalt zu richten vermag. „Wo ist Anfang, wo ist Ende eines solchen Blickes?“ (FE, S. 97), kann man mit dem Buffon kommentierenden Forster fragen. Der Über-Blick des erkennenden Menschen ist ihm „[a]n Büffons Hand“ (FE, S. 80) zu den ursprünglichen Erkenntniszwecken in Konflikt geraten. „Ist [jedoch] alles sicher, nirgends ein Sprung gesche-

27 Vgl. Buffon: Erste Betrachtung, S. VIII; Première vue, S. XIV.

28 „Herr von Büffon schrieb gegen das Ende des letzten Krieges“, vermerkt der deutsche Übersetzer zu Buffons Schlussgebet. Erste Betrachtung, S. IX; Das Gebet fehlt in Forsters Anverwandlung der Vorlage gänzlich. Auch geht es Forster nicht darum, den Konflikt aufzulösen. Vgl. Forsters antagonistische Kulturphilosophie, z.B. FC, S. 196f.

29 Eine Schließung, die in Kants Thesen zur Selbstbezüglichkeit des Menschen gipfelt. Vgl. Kant: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, 672f; Ders.: Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. In: Ders.: Schriften zur Ästhetik und Naturphilosophie. Hg. v. Manfred Frank/Véronique Zanetti. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, Bd. 1, S. 359–376, hier 365. Dies geht mit einer endgültigen Trennung von Sozial- und Naturgeschichte einerseits, kultureller und physischer Anthropologie andererseits einher. Vgl. Dougherty: Buffons Bedeutung, S. 87.

hen, nirgends auf betrüglichen Trieb sand gefußet worden“, schreibt Forster im Streit mit Kant zur obligatorischen Absicherung seiner Erkenntnisse, „so trete man getrost dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demselben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verschwinden“³⁰. Komme es, wie es wolle, es bleibt die Zuversicht. Auch für die Geschichtsphilosophie bleibt nichts anderes übrig. Sie hat die „Facta, die bey einer allgemeinen Betrachtung der ganzen Gattung, gefunden werden“, mit jenen anderen Fakten in Deckung gebracht, „die der einzelne Mensch bey der Erinnerung der Veränderungen findet, welche in seiner eigenen Seele vorgehn“³¹. Nun hat sie die Konsequenzen zu tragen und sich aller Zwischen-Zustände, Träume und Alpträume anzunehmen, die sich auf dem Wege des Menschen zu sich selbst gefunden werden.

30 Forster, Georg: Noch etwas über die Menschenraßen In.: Ders.: Werke. Bd. VIII: Kleine Schriften zu Philosophie und Zeitgeschichte, S. 130–156, hier 140.

31 Ferguson: Grundsätze der Moralphilosophie, S. 9; Ferguson war es noch möglich, „die Geschichte der Gattung“ und „die Geschichte der Individuen“ auseinanderzuhalten. Ebd. S. 10.

5. Das Tier Mensch. Eine Begegnung mit Konsequenzen

Die Betrachtung des Menschen in seiner kreatürlichen, animalischen Eigenschaft ist im 18. Jahrhundert alles andere als neu. Das Tierische am Menschen ist, zurückverfolgbar bis in die Antike, jederzeit in die vorherrschenden Denkmodelle integriert und stellt solange ein in sich ruhendes – ja gelegentlich beruhigendes – Diskurselement dar, bis es durch Konflikte der Vorstellungsbilder mitergriffen wird. Zum Kernstück der Zwischenwesenproblematik avanciert die Animalität des Menschen erst, wenn sich ihre Stellung innerhalb des Paradigmas diesbezüglich signifikant verändert. Diese funktionale Rollenübernahme holt sie in Folge vorgegangener Entwicklungen bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein und verwandelt sie in eine ebenso zentrale wie vakante Systemstelle, von der eine diskursiv vielfach fruchtbare Beunruhigung, ein Fluktuieren der „Grenzen des Humanen“¹ in Wahrnehmung und Darstellung ausgeht.

Als Konsequenz und Bestandteil eines grundlegenden, über mehrere Jahrhunderte reichenden Wandels im Naturverständnis, in dessen Rahmen die Schöpfungswirklichkeit den theologisch-metaphysischen Denkmustern entzogen und den Erfahrungswissenschaften überantwortet wurde, erreicht die Naturalisierung des Menschen im 18. Jahrhundert einen Höhepunkt, der die Krise alter, gerade noch gültiger Dispositionen und den Einbruch radikal anderer heraufbeschwört.²

¹ : Agamben, Giorgio: Das Offene. Der Mensch und das Tier. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002, S. 34.

² Vgl. Schippers, Heinrich: Natur. In: Brunner, Otto u.a. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch sozialen Sprache in Deutschland. Stuttgart: Klett 1978, S. 215–244, hier 226; sowie die Gesamtdarstellungen von Kondylis, Panajotis: Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus. Mün-

Die Ausdifferenzierung des Menschen als eines säkularen (und zugleich besonderen) Gegenstandes im Kontinuum der Geschöpfe schafft die Wissenschaften vom Menschen zunehmend um und rückt sie samt ihrer schwindenden und neuentstehenden Einzeldisziplinen in wenigen Jahrzehnten in die Nähe der modernen Wissenschaftlichkeit. Der sich in Theoriebildung und Praxis artikulierende Anspruch auf Empirie³ eröffnet spezifische Fragestellungen und begründet neue Nachbarschaften, mit denen jedoch im Endeffekt ebensoviel, wenn nicht mehr Probleme eingehandelt werden als das theologische Modell zu bieten hatte. Die anthropologischen Sichtweisen, an denen sich die alten und neuen Disziplinen – Anatomie, Systematik, Biogeographie, Morphologie etc. – orientieren,⁴ verändern die Stellung des Menschen in der Ordnung des Lebendigen und entziehen ihm die Lizenzen, die er auf der Stufenleiter der Wesen noch innehatte. Er hört auf, Fluchtpunkt, Zwischenstation und Schaltstelle zwischen Erde und Himmel zu sein. Der Begriff der Nachbarschaft, die Bedeutung und die Funktion des Angrenzenden erhält in der Ordnung der Natur, die man nach bereits modernen Prämissen zu reorganisieren beginnt, einen neuen Sinn. Der Mensch ist auf einmal unter Wesen, die bisher noch nie so nah an ihn herangekommen waren, auf sich gelassen und konfrontiert zugleich mit einer Fremdheit mit sich selbst. Die neue Situation ist fruchtbar und beängstigend zugleich. Sie ist fruchtbar, indem sie nicht nur fürs Denken, sondern auch fürs Udenkbare, den Bereich der Träume und Phantasmen reichliches Material bereitet; und beängstigend, weil bereits einiges im Einzugsbereich des Wissens (und der Wissenschaften) vorliegt, was bisher keinen Namen erhalten hat. Erstaunliche Vorahnungen, kongeniale Behelfslösungen verstecken sich hinter den Textfassaden und bringen die rhetorischen Optionen der alten Ordnung durcheinander. Sie verlocken ständig vom Gesichtspunkt späterer Jahrhunderte aus angesehen und wiedererkannt zu werden. Und doch sind sie eben nur Einbrüche im „Begriffsvakuum“⁵ der Epoche; Interferenzen, die im

chen: Deutscher Taschenbuch Verlag 1986, S. 119ff, und Cassirer, Ernst: Die Philosophie der Aufklärung. Hamburg: Meiner 1998, S. 48ff.

3 Vgl. Cassirer: Die Philosophie der Aufklärung, S. 1–47.

4 Vgl. Lefèvre, Wolfgang: Die Entstehung der biologischen Evolutionstheorie. Frankfurt/M. u.a.: Ullstein 1984, S. 116ff.

5 Dirscherl, Klaus: Diderot auf der Suche nach einem Diskurs über den Menschen. In: Gumbrecht, Hans-Ulrich / Link-Heer, Ursula (Hg.): Epochenschwellen und Epo-

Spannungsfeld kaum losgelassener Wertsetzungen und sich aufdrängender neuer Denkmaßstäbe aufkommen und ihre schriftlichen und visuellen Spuren hinterlassen.

5.1. Der majestätische Erdbewohner

Die schwerwiegenden Folgen der definitorischen Annäherung von Mensch und Tier lassen sich nicht auf den ersten Blick in ihrem ganzen Umfang erkennen. Was sich im Nachhinein als Falle und Schwachpunkt des säkularisierten Menschenbildes erweist, beginnt mit Zutrauen und Konzepten der Aufwertung kreatürlicher, nur-menschlicher Charakteristika. Die für naturwissenschaftliche Forschungen durchaus produktive Wörtlichnahme der Vorstellung, derzufolge die Stelle des Menschen unter den Geschöpfen in der großen Kette der Wesen auf gegenseitiger und durchaus erkundbarer Nachbarschaft beruht, wird lange durch die Sonderstellung gedämpft, die ihm wiederum die Hierarchie der Stufenleiter zusichert.⁶ Letztere hallt noch lange nach in den naturgeschichtlichen und -philosophischen Darstellungen und Großpanoramas, während in den Einzeldisziplinen bereits wesentliche Fortschritte in der Zerlegung des Gegenstandes festgehalten werden.⁷ Im Kontext der naturgeschichtlich umgestimmten Stufenleitervorstellung stellt Buffon den Menschen in seiner *Histoire naturelle de l'homme* (1749) in „seine[r] Erhöhung über alle belebte Geschöpfe“ und zugleich als Gegenstand der Naturgeschichte vor Augen: „Er hält sich aufgerichtet und erhaben, in der Stellung eines Befehlenden; [...] die Vortrefflichkeit seiner Natur dringt durch die materialischen Werkzeuge durch, und beseelt seine Gesichtsbildung mit einem göttlichen Feuer. Sein majestätisches Betragen, sein gesetzter und kühner Gang zeigen seinen Adel und seinen Rang an: nur mit den entferntesten äußern Theilen seines Körpers berührt er die Erde, [...] die Aerme sind ihm nicht zum Nutzen seines Körpers gegeben, seine Hand soll nicht die Erde treten, und durch wiederholtes Reiben die Zärte des Gefühls verlieren, des-

chenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985, S. 126–140, hier 129.

6 Zur Differenz von Kette und Stufenleiter vgl. Lefèvre: Die Entstehung der biologischen Evolutionstheorie, S. 203–210.

7 Vgl. Niekerk, Carl: Zwischen Naturgeschichte und Anthropologie. Lichtenberg im Kontext der Spätaufklärung. Tübingen: Niemeyer 2005, S. 31.

sen vornehmstes Werkzeug sie ist. Hand und Arm sind ihm zu edlern Absichten [...] gegeben.⁸ Diesem würdigen Wesen kann, so der der Buffonschen Stilleistung zugrundeliegende Glaube, keine Nachbarschaft im Lebendigen zu nahe kommen.⁹ Seine Sonderstellung ist ihm gerade durch die naturwissenschaftlich erfassbaren Spezifika gesichert. Stellt nun Buffons Werk gewissermaßen den Auftakt zur Integration des Menschen in die Naturgeschichte dar, die sich bereits im Vorlauf auf die modernen Naturwissenschaften befindet, so sieht man das selbe siegreiche Bild der menschlichen Natur auf dem Höhepunkt der Epoche etwa bei Herder wieder. Auch er bemüht sich in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784–1791) – gleichwohl in theologischer Nutzenanwendung – um eine Erfassung des Menschen unter naturhistorischen Aspekten. Trotz gewaltiger Zugeständnisse an die Naturhaftigkeit des Menschen ist er auch für ihn eine „erhabne Göttergestalt und künstlichste Hauptschönheit der Erde“; „Schmuck“, „herrschende Krone“¹⁰ und „heilige[s] Kunstwerk“ der bildenden Natur. Als einem „Gott der Tiere“¹¹ scheint Herder der Platz des Menschen sicher, und seine Stellung bei allen Fortschritten der Naturwissenschaft erhabener und auch erhobener, als dass die neuen Erkenntnisse ihm was anhaben könnten.

8 Buffon, Georges-Louis LeClerk de: *Natürliche Historie des Menschen*. Vom männlichen Alter. Beschreibung des Menschen. In: Ders.: *Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt*; nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Ersten Theils zweyter Band. Hamburg und Leipzig 1750, S. 242–260, hier 242–243;

9 „Die Natur, ihm [dem Menschen] gegenüber genauso gerecht wie sie es zu den Tieren ist, hat sein körperliches Dasein“, so der Buffon verpflichtete junge Georg Forster in seiner Rede *De la Félicité des Etres physiques* (1782), „im gleichen Verhältnis wie das ihrige zwischen den Freuden und den Leiden aufgeteilt. Doch, außer wir täten uns selbst Unrecht, können wir nicht leugnen, daß die Form des Menschen, kraftvoller und in sich dauerhafter, obwohl sie feiner gezeichnet, geschmeidiger, reicher mit Organen versehen ist, ihm einen entschiedeneren Vorteil gegenüber der übrigen Schöpfung gibt.“ Forster, Georg: *Über die Glückseligkeit der Lebewesen*. Übers. v. Marie Gauvillé. In: Merz-Horn, Silvia (Hg.): *Georg Forster (1754–1794)*. Die Kasseler Jahre. Texte – Materialien – Dokumente. Kassel: Jenior & Preßler 1990, S. 47–55, hier 52.

10 Herder, Johann Gottfried: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Hg. v. Wolfgang Pross. München / Wien: Hanser 2002, Bd. III/1, S. 105 (Buch 3, Kap. 6).

11 Ebd. S. 106.

5.2. Vom Ranghöchsten zum Rangniedrigsten der Schöpfung

Dennoch stellt die Erkenntnis, dass sich der Mensch „unter die Thiere zählen muß, welchen er in allen Stücken, die den Körper betreffen, ähnlich ist“, eine „Wahrheit“¹² dar, die ihn über alle Erwartung demütigen kann. Sie hat trotz der Versicherung, dass „seinem Adel nichts zum Nachtheil“¹³ wird, schwerwiegende Konsequenzen. Sobald der Naturgeschichte die Erlaubnis erteilt wird, zum Intelligiblen im Menschen auf Distanz zu gehen und seine Körperhaftigkeit im Animalischen zu kontextualisieren, eröffnet sich ein allzu fruchtbares Feld. Gerade im Bereich der Stufenleiteridee führt dies zu einer unangenehmen Wörtlichnahme. Nun ist die Frage der Nachbarschaft zweier Stufen und der Differenz zwischen ihnen keine theologische oder philosophische mehr. Buffon sieht sich hier auch angehalten, sich selbst zu widersprechen und die der Stufenleiteridee entsprechenden „unmerklichen Abfälle“¹⁴ in der Natur, von der sein Ansatz ausgegangen ist, vor jener signifikanten Stelle, wo sich der Mensch befindet, auf einen „unendlichen Raum [...] vom denkenden Wesen zum materialischen“¹⁵ einzutauschen. Einmal entstanden, lässt sich der Gedanke, und gar erst bei radikaleren Autoren, nicht mehr ver-harmlosen. Besonders auf zwei Feldern tritt dies zu Tage. Zum einen erweist sich die Vorstellung der Übergänglichkeit zwischen Mensch und Tier für die Anatomie als besonders brauchbar. Mit ihr als Postulat eröffnet sich für die Forschung ein quasi-entwicklungstheoretischer bzw. morphologischer Funktionsrahmen. Zum anderen nehmen Verbindungsglieder zwischen Mensch und Tier Gestalt an, und beschwören den Konflikt der tradierten Mittelwesenvorstellungen und der neueren zoologisch-taxonomischen Ordnung herauf. Im Zen-

12 Buffon, Georges-Louis Leclerc de: *Erste Abhandlung*. Von der Art, die Historie der Natur zu erlernen und abzuhandeln. In: Ders.: *Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt*; nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Ersten Theils erster Band. Hamburg und Leipzig 1750, S. 3–40, hier 8.

13 Buffon, Georges-Louis Leclerc de: *Von der Natur des Menschen*. In: Ders.: *Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt*; nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Ersten Theils zweyter Band. Hamburg und Leipzig 1750, S. 201–208, hier 205.

14 Ebd. S. 208; vgl. auch Ders.: *Erste Abhandlung*, *Von der Art, die Historie der Natur zu erlernen und abzuhandeln*, S. 8.

15 Ebd. S. 208.

trum beider Problemkomplexe steht das verwirrende Konkretwerden abstrakter Vorstellungen des alten Denkrahmens. Für beides seien hier exemplarische Beispiele angeführt.

5.3. Körperplagen

Das Thema eines beinahe ‚verwandtschaftlichen‘ Übergangs zwischen Mensch und Tier, dessen philosophische Ausarbeitung durch Jean-Jacques Rousseau und James Burnett (Lord Monboddo) von den Zeitgenossen zu Recht als skandalös empfunden wurde und mit dem epochenspezifischen Hypothesenvorwurf noch abgetan werden konnte, wird vom Anatomen Pietro Moscati manifest und spektakulär verschriftlicht. Er diskutiert in seiner akademischen Rede *Von dem körperlichen wesentlichen Unterschiede zwischen der Structur der Thiere und der Menschen* (1770, dt. 1771)¹⁶ anatomische Fragestellungen, die das herrschaftliche Menschenbild trotz der gewissermaßen scheinheiligen Selbstbescheidung des Verfassers grundlegend erschüttern. Moscati geht in seiner Rede die möglichen Vor- und Nachteile systematisch durch, die aus den Spezifika des menschlichen Körpers, insbesondere aus dem aufrechten Gang resultieren. Die Gewichtung von Ursachen und Wirkungen ergibt dabei eine ausgesprochen negative Bilanz. Moscatis ausführliches Inventar der Körperleiden, die durch die aufrechte Stellung verursacht sind – kein Organ im Menschen bleibt unberührt –, gerät zu einer „traurige[n] Erzählung“, an deren Ende die „philosophischen Zuhörer“ der Festrede angehalten sind, abzuwägen, ob „die ungeheure Menge fürchterlicher Krankheiten dem magern eingebildeten Vergnügen auf zweyen Beinen zu gehn, und dem modigen Anstande, vielmehr senkrecht als horizontal auf unserm Erdboden zu stehen, verhältnißmäßig“¹⁷ sei. Was hieraus folgt, entbehrt nicht der Rousseauschen Doppelbödigkeit.¹⁸ Zwar erkennt auch Moscati an, dass der Werdegang des Menschen nicht mehr rückgängig zu machen sei. Er betont jedoch, wie Rousseau auch, die Relativität dieser Situation. Die Zweifüßigkeit sei lediglich aus der „erlernte[n]

Nachahmung der Kunst einiger Menschen“ hervorgegangen, die „davon den gegenwärtigen Nutzen, ohne die entfernten Nachteile, einsehen, und zuerst anfiengen, aufrecht zu gehn“¹⁹. Und dieser Verlauf der Menschheitsgeschichte ist dementsprechend relativ zu einer dem Menschen angemesseneren Disposition – eben zu der, von der man mit der Zeit weggekommen ist. Der schlagende Punkt der Argumentation ist nun, dass diese optimale (ursprüngliche bis ideale) Disposition des Menschen der Anatomie des Tieres offenbar nahesteht und mittelbar die Differenz von Mensch und Tier verringert: „[D]ie physische Bildung des Menschen [ist] nicht wesentlich von der Bildung der Thiere verschieden, weder in der äussern Beschaffenheit des Körpers, noch in der innern Organisation der Gedärme, [...] noch auch in der verwickelten Einrichtung der sinnlichen Werkzeuge“²⁰. Mit diesem Ergebnis ruft eine ausgesprochen empirische Disziplin ein Problem auf den Tagesplan, den die Theoretiker vor ihr und nach ihr nur auf Kosten ihrer Glaubwürdigkeit zur Sprache zu bringen vermögen. Die anatomische Forschung mündet in philosophische Schlussfolgerungen, die weit über die empirische Kompetenz hinausreichen und das Wesen des Menschen berühren.

Wo liegt denn nun aber die Differenz, wenn sie vor dem prüfenden Auge des Anatomen immer rascher verschwindet? Moscati verfolgt die Strategie, sich als einen „bloß [...] naturforschenden Zergliederer“²¹ stets in Deckung zu halten, dafür aber desto entschiedener auf diejenigen „Finalisten“ zu feuern, die „uns mit Nachdrucke vor[]predigen, daß der Mensch sichtbarlich deswegen zweyfüßig gemacht sey, um alle andere Thiere zu übertreffen“²². Und diese Polemik, die als argumentationstechnische Legitimierung der anatomischen Untersuchung des Menschen hätte dahingestellt bleiben können, gerät immer mehr ins Zentrum der Abhandlung. Um die irrtümliche Meinung der Philosophen gänzlich zu widerlegen, erweitert Moscati das Untersuchungsfeld und hängt den Folgen des aufrechten Gangs zunächst einen Abschnitt über die Sinne und Instinkte, und schließlich eine Untersuchung der Gehirnfunktionen an. Denn, wenn es „einigen kör-

16 Moscati, Pietro: *Delle Corporee Differenze Essentiali che Passano fra la Struttura de' Bruti, e la Umana*. Milano: Giuseppe Galeazzi 1770.

17 Moscati, Peter: *Von dem körperlichen wesentlichen Unterschiede zwischen der Structur der Thiere und der Menschen*. Göttingen: Wittve Vandenhoeck 1771, S. 39–40.

18 Vgl. ebd.

19 Moscati: *Von dem körperlichen wesentlichen Unterschiede*, S. 15.

20 Ebd. S. 71–72.

21 Ebd. S. 50.

22 Ebd. S. 47–48.

perlichen Unterschied zwischen der Struktur der Menschen und der Thiere [gibt], so muß er im Gehirne und in allen Nerven liegen"²³. Bei der Untersuchung dieser Angelegenheit wird nun die Rolle des Geistes als „desjenigen unkörperlichen Wesens, was in uns uns regiert und beherrscht“²⁴ keineswegs streitig gemacht. Lediglich dessen Abhängigkeit vom Gehirn wird hervorgekehrt und mehr als in einem Wechselverhältnis nötig, unterstrichen. „[D]ie organische Bildung des Gehirns [mache] den ersten Ursprung, oder die materielle Ursache der physischen Fähigkeit vernünftig zu seyn, aus“. „[N]ach dem Gesetze der Vereinigung dieser beyden Substanzen, [erfolget] nothwendig eine gänzliche Unwürksamkeit der Seele [...], wenn die materiellen Bedingungen ihres Wirkens im Körper fehlen“²⁵. Und sollte der Leser hinsichtlich der eigentlichen Intentionen des Verfassers noch Bedenken haben, so stellt sie ein wiederholter Angriff auf die Finalisten endgültig heraus: Aus der Interdependenz von Geist und Gehirn wiederholt auf eine Differenz „zwischen uns und den Thieren“ zu schließen, und „die Ursache eines solchen Unterscheid“ für das Vorrecht „des adelsten Products der Schöpfung“ zu nehmen, kann, so Moscati, nur „die hurtige Folgerung“²⁶ von Finalisten sein. Der Anatom belehrt über etwas anderes. In Wahrheit wird das, was der Mensch auf Seiten des Geistes den Tieren voraushat, auf Seiten der Gehirnfunktionen zugunsten der Tiere wiedergutmacht. Denn die bloßen Gehirnfunktionen verschaffen den Tieren viel mehr Festigkeit, als dem Menschen, dessen Nerven dem Geist durch eine konstitutive Schwächlichkeit Spielraum öffnen. Daraus folgt zum einen, dass der Unterschied zwischen Mensch und Tier, „in so weit als er das körperliche Gehirn und die Nerven betrifft, [...] lediglich in dem Mehr und Minder desselbigen Vermögens zu empfinden“ besteht, und es lässt zum anderen sogar den Zweifel aufkommen, „ob dieser Unterscheid, den man nur in dem materiellen Gehirne [aus Gründen des höheren geistigen Vermögens bei Menschen] bemerkt, [nicht] von dem feinen Baue, oder vielmehr von einem organischen Fehler herrühret“²⁷. In der metaphysischen Abwägung der Signifikanz kommt damit sogar den Tieren auch noch der Gedanke des Mangelwesens Mensch zu Hilfe.

23 Ebd. S. 72.

24 Ebd. S. 81.

25 Ebd. S. 81–82.

26 Ebd. S. 84–85.

27 Ebd. S. 93–94.

Letztendlich liefert diese Art ausgleichende anatomische Gerechtigkeit den Beweis dafür, „daß es überall keinen substantiellen körperlichen Unterscheid zwischen den Thieren und uns giebt“²⁸. Und sie beleuchtet zugleich, in welchem Grade Moscati's Schrift auf den Streit angewiesen ist. Die Anatomie bringt eine Erkenntnis zum Vorschein, die sich nur über den Weg der Polemik zu behaupten vermag. Der Schwung entschuldigt und relativiert die Radikalismen, die zu sagen und zu schließen lediglich der Unfug von „Hypothesen“ und „verführerischen Systemen“²⁹ der Philosophie veranlasst hat. Aber auch in einer anderen Hinsicht hat der Anatom den „Finalisten“ nötig. Nicht mehr nur um sich vor dessen Vorwürfen abzuschirmen, muss er stets an ihn erinnern, sondern, auch, um sich vor Folgerungen zu schützen, vor denen mithin das säkulare Interesse am Menschen, selbst die Anatomie nicht verschont bleibt. Je weniger vom metaphysischen Menschen zurückbleibt, desto dringender wird im Gegenzug das Bedürfnis, einen Rest doch noch aufzubewahren. Das Ergebnis ist so gewaltig, das sich Moscati gezwungen sieht, sich an seinen fiktiven Kritikern und Gegnern selbst aufzurichten. Man muss, um der Falle des Materialismus zu entgehen, doch noch an die Weisheit des unendlichen Schöpfers appellieren, der „aus der Unvollkommenheit der menschlichen Materie“, die in Moscati's Schrift heraus- und auch bloßgestellt wurde, „das erhabenste Werk auf dem ganzen Erdboden gebildet hat“³⁰. Man kann sich deshalb in Anbetracht der Verantwortung für das, was man angestellt hat, immer noch auf die Eigendynamik des Streitens berufen, und das Wort an die Kollegen und die jüngere Generation richten, die es schon wissen werden, das Ihre zum Ganzen beizutragen: „Ihnen, weise Kollegen, die sie das Glück haben, dieser studierenden Jugend das wunderbare Bild des bürgerlichen, gesitteten, philosophischen und religiösen Menschen [...] vorzustellen [...], kömt es zu, das erhabene unkörperliche unsterbliche Wesen, von dem alle diese Wunder abhängen, zu entwickeln. Und Sie, geschickte Jünglinge, [...] übertragen Sie diese nützliche Demütigung, doch jederzeit mit einem philosophischen Kennzeichen, in die bürgerliche Gesellschaft“³¹. Der Spezialist wäscht sich die Hand und wünscht an-

28 Ebd. S. 95.

29 Ebd. S. 99–100.

30 Ebd. S. 96.

31 Ebd. S. 97–99.

deren Spezialisten viel Glück bei der Aufarbeitung der Resultate. Sie gehen ihn nicht mehr an, wie auch er sich wünscht, in Ruhe gelassen zu werden. Denn ab einer gewissen Forschungsintensität an ist die Scheuklappe unerlässlich. Die Moderne hat begonnen.

Entsprechend der Anweisung Moscatis, es jeweils im eigenen Fach zu versuchen, vermerkt auch Immanuel Kant in seiner Rezension der akademischen Rede, dass der paradoxe Satz von der Vierfüßigkeit des Menschen „in den Händen eines so scharfsinnigen und philosophischen Zergliederers beinahe eine völlige Gewißheit“³² erhalte; und er erwidert darauf spätestens in seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1798), dass man gut tut, wenn man davon, womit man sich nicht auskennt, wie etwa von der „physiologische[n] Menschenkenntnis“ die Hände lässt und sich lieber einem Gebiet, wie der „pragmatischen“ Menschenkenntnis zuwendet, die den Menschen als „freihandelndes Wesen“³³ erfasst und damit auch dem Philosophen die zufriedenstellende Beschäftigung sichert. So weit sind jedoch noch nicht alle um 1800 mit den Konsequenzen und der Zuwendung zu einer neuen Disposition des Wissens gekommen. Es empfiehlt sich daher, an dieser Stelle für ein weiteres Beispiel im anatomischen Problemrahmen zu bleiben, und den oben bereits zitierten Herder unter einem anderen Aspekt wieder heranzuziehen. Denn er geht mit den von Moscati aufgeworfenen Fragen einmal anders um. Herder versteht es allzu gut, die Widersprüche zu schlichten, und das, was sich bei Moscati als zu gefährlich erwiesen hat und einen Abgrund im Nachdenken über den Menschen eröffnete, in den Dienst eines gemäßigten Ansatzes zu stellen.

32 Kant, Immanuel: Von dem körperlichen wesentlichen Unterschiede zwischen der Struktur der Tiere und Menschen. Eine akademische Rede, gehalten auf dem anatomischen Theater zu Pavia, von D. Peter Moscati, Prof. der Anat. Aus dem Italienischen übersetzt, von Johann Beckmann, Prof. in Göttingen. In: Ders.: Schriften zur Anthropologie, geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 2. Werkausgabe XII. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 765–769, hier 769.

33 Kant, Immanuel: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. In: Ders.: Schriften zur Anthropologie, geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik 2. Werkausgabe XII. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1995, S. 399–690, hier 399.

In Fragen des aufrechten Gangs nimmt Herder natürlich einen Moscati strikt entgegengesetzten Standpunkt ein. Im ersten Teil der *Ideen* (1784) schreibt er der aufrechten Stellung sogar eine viel wesentlichere Rolle in der Menschlichkeit zu, als man etwa aufgrund der Sprachursprungsthese seiner Abhandlung *Über den Ursprung der Sprache* (1770) erwartet hätte. Der Mensch sei ein „ανδρωπος, ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf“³⁴. Aus dieser Beschaffenheit leitet sich Herder zufolge sein genereller Vorteil vor den Tieren ab und sie ist zugleich auch der Bedingungsrahmen, in dem sich alle anderen vorteilhaften Eigenschaften, wie der Gebrauch der Hände, und – auch Vernunft und Sprache entfalten.³⁵ Denn „diese Form des Kopfs, diese Ausbreitung des Gehirns in seine weiten und schönen Hemisphäre, mithin die innere Bildung zur Vernunft und Freiheit [war] nur auf einer aufrechten Gestalt möglich“³⁶; mit ihr „stand ein Baum da, dessen Kräfte so proportioniert sind, daß sie dem Gehirn, als ihrer Blume und Krone, die feinsten und reichsten Säfte geben sollten“³⁷. Kreislauf, Körperstellungen und Organlagen, alles was davon bei Moscati nur Nachteil gehabt hat, fügt sich hier harmonisch in die „menschliche Wohlgestalt“ und gehorcht damit dem Gesetz des „lebendig-zusammenwirkende[n] Ganzen“³⁸.

5.4. *Der Baum seines Rückens*

Die Signifikanz der aufrechten Stellung erklärt auch, warum die Affen letztendlich nicht an die Menschlichkeit heranreichen. Während Herder hier mit Bezugnahme auf Buffons Beschreibung des Orang-Utans „etwas Menschenähnliches“ im Innern des Tieres beobachtet,

34 Herder: *Ideen*, S. 102.

35 Ohne die Sprache gehen natürlich die anatomischen Vorzüge des Menschen leer aus: „Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte; es war das *göttliche Geschenk der Rede*.“ Herder: *Ideen*, S. 128 (Buch 4, Kap. 3); Trotzdem dokumentiert ihre Einführung in die Argumentation der *Ideen* eine Art konstitutive Nachträglichkeit: Die Sprache gehört mithin bereits zur sozialen Dimension des Menschen und ist ohne die anatomischen Grundlagen nicht denkbar. Vgl. Ebd. S. 314ff. (Buch 9, Kap. 2–3).

36 Ebd. S. 119.

37 Ebd. S. 120.

38 Ebd. S. 119.

also gerade im Bereich des Seelisch-Geistigen etwas dem Menschen Verwandtes pointiert ausmacht, lässt er die Differenz aus der Anatomie des Tieres hervorgehen. „Was fehlte also dem Menschenähnlichen Geschöpf, daß es kein Mensch ward? Etwa nur die Sprache? [...] Oder liegts allein an ihren Organen?“ Es muss „schlechthin an etwas anderm liegen, das dem Traurigen zur Menschenvernunft die Tür schloß und ihm vielleicht das dunkle Gefühl ließ, so nahe zu sein und nicht hinein zu gehören. Was war dies Etwas? Es ist sonderbar, daß der Zergliederung nach beinahe aller Unterschied an *Teilen des Ganges* zu liegen scheine.“³⁹ Der erste Teil der *Ideen*, in dem der für das Ganze so wesentliche Schritt von den niederen Lebewesen zum Menschen, und von dessen niederen Eigenschaften zu den höheren vollzogen wird, kapriziert sich auffällig und vorrangig auf die morphologische Argumentationsweise. Und der „Haupttypus“⁴⁰, mit dem von den niederen Lebewesen bis hin zum Menschen alles erklärt werden kann, gründet sich just auf die bei Moscati so strittige Angelegenheit der aufrechten Stellung. Nur wird sie bei Herder in einem größeren Zusammenhang aufgefangen und zur Leitidee der bildenden Hand der Natur erklärt: „Die aufgerichtete Gestalt ist die schönste und natürlichste für alle Gewächse der Erde. Wie der Baum aufwärts wächst [...]: so sollte man auch vermuten, daß jedes edlere Geschöpf diesen Wuchs, diese Stellung haben und nicht wie ein hingestrecktes, auf vier Stützen geschlagenes Gerippe sich herschleppen sollte. [...] Ein Wink der fortbildenden Natur in ihrem unsichtbaren organischen Reich; und der tierisch-hinabgezwungene Körper richtet sich auf: der Baum seines Rückens sproßt gerader und effloresciert feiner: die Brust hat sich gewölbet, die Hüften geschlossen, der Hals erhoben, die Sinne sind schöner geordnet und strahlen zusammen ins hellere Bewußtsein, ja zuletzt in Einen Gottesgedanken“⁴¹. Es ist die Schöpfung selbst, die – in Szene gesetzt in für Herder charakteristischen quasi-entwicklungsgeschichtlichen narrativen Segmenten – entlang eines grundlegenden Wechsels vom Horizontalen zum Perpendikularen verläuft.

39 Ebd. S. 108.

40 Ebd. S. 114.

41 Ebd. S. 125–126.

Gleichwohl hat das Spiel mit dem Feuer auch bei Herder seine Folgen. Die Vorstellung des „Einen Prototyp[s]“ erlaubt es, die lineare Hierarchie der Kette der Wesen in ein Modell umzuwandeln, in dem die Lebewesen in konzentrischen Kreisen um den Menschen herum gruppiert sind. Der Mensch sei „ein Mittelgeschöpf unter den Tieren, d. i. die ausgearbeitete Form [...], in der sich die Züge aller Gattungen um ihn her im feinsten Inbegriff sammeln“⁴². Nun liegt aber die Legitimation dieses Mittelpunktes darin, dass in ihm physische Eigenschaften ihren höchsten Grad erreichen, die bereits in den umgebenden Lebewesen vorhanden waren. Die Organisation des Menschen erfüllt die Erwartungen, die an sie durch morphologische Reihen gestellt wurden. Das Modell ist konzentrisch, insofern die Gattungen jeweils in biblischer Unmittelbarkeit auf den Menschen bezogen sind: „Aus Luft und Wasser, aus Höhen und Tiefen sehe ich gleichsam die Tiere zum Menschen kommen, wie sie dort zum Urvater unsers Geschlechts kamen und Schritt vor Schritt sich seiner Gestalt nähern.“⁴³ Und der quasi-entwicklungsgeschichtliche Impetus, der intuitive Evolutionismus⁴⁴ dieser „Schritt vor Schritt“ erfolgenden Annäherung, erklärt sich aus dem Erfüllungsverhältnis, in das der Mensch und die Gattungen zueinander treten: Die Natur „spielet [...] und übet sich rings um den Menschen im größten Mancherlei der Anlagen und Organisationen. Sie verteilte die Lebensarten und Triebe, bildete die Geschlechter einander feindlich; indes alle diese Scheinwidersprüche zu Einem Ziel führen.“ Dieses Ziel ist der „heilige[] Mittelpunkt der Erdenschöpfung“⁴⁵, der Mensch. Er ist jedoch selbst zutiefst eingebunden in den Zusammenhang des Lebendigen. Sein Höchstes, die Vernunft, ist selbst „etwas *Vernommenes*, eine gelernte Proportion und Richtung der Ideen und Kräfte, zu welcher der Mensch nach seiner Organisation und Lebensweise gebildet worden“⁴⁶. Wie die Tiere ihre gattungsspezifischen Eigenschaften haben, so ist „die Vernunft des Menschen [...] *menschlich*“⁴⁷. Mag nun im Ansatz Herders generell ein aristotelisches Mesotes-Konzept der moderaten Ausgleichung

42 Ebd. S. 67.

43 Ebd. S. 68.

44 Vgl. Nisbet, Hugh Barr: Herder and the Philosophy and History of Science. Cambridge 1970, S. 210–239.

45 Herder: *Ideen*, S. 69.

46 Ebd. S. 133–134.

47 Ebd.

der Extreme vorherrschen, so hält doch der Anthropozentrik dieses Modells jedenfalls ein dezidiert naturwissenschaftlicher Ansatz die Waage. Herders halbwegs säkulare Rettung des Menschen wird um den Preis bewerkstelligt, dass „die *Geschichte seiner Cultur* [...] einem großen Teil nach *zoologisch* und *geographisch*“⁴⁸ wird. Gott muss dabei zur Natur euphemisiert, getarnt (in einem veblüffenden Geschlechtswechsel zur ‚sie‘ erklärt),⁴⁹ und der Mensch (inklusive seiner Vernunftfähigkeit) aus seiner Physis abgeleitet werden. Das theologisch zulässige Mittelgeschöpf erweist sich zugleich als Bastelwerk der Natur.

5.5. *Mittelwesen*

Der „erste Freigelassene der Schöpfung“⁵⁰, den Herder in Szene setzt, kann sich offensichtlich nur noch unter dauerhaft gewordenen Gefährdungen der Menschlichkeit aufrichten. Angesichts der zunehmend naturwissenschaftlichen Rekonstituierung der Naturordnung kann selbst die dezidierteste Wahrung der Sonderstellung des Menschen das beunruhigende Auf- und Dazwischenkommen neuartiger Nachbarschaften nicht mehr verhindern. Auch die für die Kette der Wesen konstitutive Vorstellung der kleinstmöglichen Differenz gerät dabei in den Sog naturwissenschaftlicher Reflexion und Revision. Um sie herum entwickelt sich und wandelt ein Binnendiskurs, der dem anatomischen in Hinsicht auf die Dilemmata der Menschlichkeit in nicht nachsteht. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist es vor allem die Positivität aus aller Welt eintreffender Entdeckungen neuer Arten, die taxonomische Gestaltgewinnung und dadurch die Radikalisierung des Problems der Zwischenstufen initiiert. Immer heftiger diskutiert wird dabei – im Randbereich der *missing links* – die Realität von Mittel- und Zwischenwesen. Charles Bonnet, der in diesem

48 Ebd. S. 62.

49 Interessant ist dabei die problemlose Mischung von Bibelparaphrasen und Topoi der Vergöttlichung der Natur: „Als die bildende Mutter ihre Werke vollbracht und alle Formen erschöpft hatte, die auf dieser Erde möglich waren, stand sie still und übersann ihre Werke; und als sie sah, daß bei ihnen allen der Erde noch ihre vornehmste Zierde, ihr Regent und zweiter Schöpfer fehlte: siehe da ging sie mit sich zu Rat, drängte die Gestalten zusammen und formte aus allen ihr Hauptgebilde, die menschliche Schönheit.“ Ebd. S. 105–106.

50 Ebd. S. 135.

Punkt sozusagen der Konsequenzen uneingedenk allerlei Überlegungen anstellt,⁵¹ setzt in der *Contemplation de la nature* (1764) die später von Moscati viel schwerwiegender erdachte Menschwerdung, gleichsam poetisch, wie folgt in Szene: „Durch welche Stufe wird die Natur zum Menschen gelangen? Wie wird sie diesen der Erde zugekehrten Kopf anders richten? Wie wird sie diese Tatzen in biegsame Aarme verwandeln? Wie wird sie diese steifgebogene Füße in gelenke und geschickte Hände umbilden? Wie diese schmale Brust breiter machen? und wie an dieselbe die Brüste hinbringen, und ihnen eine Rundung geben? – Der Affe ist dieser Entwurf vom Menschen; ein grober, ein ungeschickter Entwurf; ein unvollkommenes, jedoch ähnliches Bild, und welches gleichsam den Beschluß machet, die bewundernswürdige Stufenfolge der Werke Gottes in ihr Licht zu setzen.“⁵² Was hier leichterhand und im Vertrauen auf die göttliche Naturordnung gesagt wird, ist einiges später nur wohlüberlegt für oder gegen die Einbindung des Menschen in den Zusammenhang des Lebendigen ausformulierbar. Gegen die gefährlichen Implikate richtet sich Christoph Ludwig Pfeiffers Streitschrift *Der Orang-Outang oder Wald-Mensch, samt den übrigen doppelartigen Naturgeschöpfen als Verbindungsgliedern der großen Naturkette in verschiedenen Naturreichen* (1787). Pfeiffer ist kein origineller Wissenschaftler, er gewichtet vielmehr bereits erbrachte Ergebnisse und stattgefundene Diskussionen. Er resümiert ausführlich das in der Naturgeschichte gängige Prinzip, die naturwissenschaftliche Erkenntnis auf der Kontinuität des Lebendigen bzw. darauf aufzubauen, dass die „Verbindung der so verschiedenen Thiergattungen“ durch „zwischenähnliche oder doppelartige Zwittergeschöpfe“⁵³ gesichert wird. Gerade diese Denkpraxis wird nun am Beispiel des Orang-Utans strittig gemacht. Jüngste Berichte werden in der Absicht angeführt, nachzuweisen, dass „[d]iese sonderbar scheinende[n] doppelartige[n] Geschöpfe [...] im nähern Betrachte, nie als wahrhafte Zwitter – oder wesentliche Theilnehmer zweyer

51 Zu Bonnets gekapptem Evolutionismus vgl. Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990, S. 196–197.

52 Bonnet, Karl: *Betrachtung über die Natur* [...]. Übers. v. Johann Daniel Titius. Leipzig: bey Johann Friedrich Junius 1766, S. 65–66.

53 Pfeiffer, Christoph Ludwig: *Der Orang-Outang oder Wald-Mensch, samt den übrigen doppelartigen Naturgeschöpfen als Verbindungsgliedern der großen Naturkette in verschiedenen Naturreichen*. Mannheim: bey Tobias Löffler 1787, S. 17.

besondern Thierarten“, sondern „ihrer eigentlichen Naturbeschaffenheit oder Wesenheit nach, immer nur als bloß einseitige – zu einer oder der andern Gattung gehörige Geschöpfe, wirklich befunden und erkannt worden“⁵⁴ sind. Interessant ist für den vorliegenden Zusammenhang eine Stelle, die das Bewusstsein der Gefährdung durch das Tierische dokumentiert, sowie den Preis vorwegnimmt, den man für die Beseitigung der Ängste zu zahlen hat.

Auf die sich selbstgestellte Frage, ob „an diesem Affen und seiner eigentlichen Naturbeschaffenheit so vieles gelegen“ sei, erwidert Pfeiffer an einer rhetorisch hoch aufgeladenen Stelle: „Eine gewiß nicht unnöthige Frage! – Denn allerdings ist an der Gewißheit der wesentlichen Naturbeschaffenheit ermelten Affens [...] um der ohngleich wichtigern Folgerungen willen, die man daraus für die Menschheit gezogen hat! – besonders viel gelegen.“⁵⁵ Ist nämlich „der Menschen ähnliche Affe seiner Wesenheit nach, nicht ganz Thier, sondern wirklich Menschenartig, und gleich jenen vermeinten Thierpflanzen oder Polypen, ein doppelartiges Thier, und Menscheneschöpf; – so ist auch an dem wirklichen Daseyn bis daher bezweifelter wahrer Zwittergeschöpfe in allen Naturreichen nicht mehr zu zweifeln! – So muß man diese Doppelart von Geschöpfen nicht weniger für unleugbare Kettenglieder der Natur in ihren verschiedenen Reichen und derselben gleich verschiedenen Gattungen, wirklich ansehen! [...] und so werden sich endlich auch wohl auf diesem Naturpfade – der Mensch und das Thier, – oder der wilde Neger und sein angränzender Nachbar, der Orangoutang – auf halbem Wege begegnen; einander ihre Wesenheit mittheilen; und als wirkliche Halbbrüder sich umarmen müssen!“⁵⁶ Was hier einem Denkfehler, einem Chiasmus von Ausgangspunkt und Folgerung gleichkommt, ist ein gravierender Punkt in Fragen der Verwandtschaft. Die Menschenähnlichkeit des Affen bezieht ihre Legitimation zu dieser Zeit aus dem Kettenmodell. Nun sind die Erkenntnisse an einem Punkt angelangt, an dem stärkere Argumente als die theologischen Garantien die Kettenvorstellung umzudisponieren beginnen. Es ist auf einmal gefährlich, mit der Kettenvorstellung zu argumentieren, wenn man die neueren Erkenntnisse zu deuten ver-

sucht. Pfeiffers Zirkelschluss verdeutlicht, dass die Verwandtschaft zwischen Affe und Mensch das Kettenmodell ebenso bedingt, wie erfüllt. Will man zum Tierischen auf Distanz gehen, so muss erstmal eine alte Vorstellung, die große Kette der Wesen verabschiedet werden. Die Mittelwesen erweisen sich anstelle von Produkten als Notbehelfe eines Paradigmas, das kurz davor ist, zu kollabieren: „[D]a überhaupt auch die beglaubte Menschenähnlichkeit dieses Affen – so wie verschiedener Thiere, nur stückweise unter selbige vertheilt ist; so dürfte folglich auch zwischen beyden weder ein Vergleich im Ganzen wirklich satt finden, noch auch eine regelmäßige Stufenleiter der Natur daraus sich zusammen setzen lassen; und mithin jene bloß einzelne Aehnlichkeiten zwischen gedachten Thieren und dem Menschen – zu keiner weiteren Folgerung im Ganzen gezogen werden können!“⁵⁷ Der Preis, den man für die angsterfüllte Zurückstellung der Kette des Wesen zu zahlen hat, ist jedoch noch nicht absehbar. Die Methoden, denen zufolge das alte Denkmodell auf der Strecke zu bleiben beginnt, sind bereits dabei, ein Erkenntnisfeld zu eröffnen, auf dem der Zusammenhang des Lebendigen ein halbes Jahrhundert später viel radikalere Formen annehmen, Mensch und Tier einmal mehr zusammenrücken sollte.

5.6. Verwandtschaften

Um die neue Erfahrung als Wahn zu erleben, bedarf es jedoch keinem zustimmenden oder abwehrenden Zugeständnis vom Schläge Moscatis, Herders oder Pfeiffers. Das Fiasko verschafft sich in den nüchternsten und wohlwollendsten Argumentationen Raum und verleiht selbst wissenschaftlichen Abhandlungen literarische Komplexität. Aus dem Durchscheitern des ungewollt Anderen, aus Gesten des Verhüllens, die zugleich zu Enthüllungen vertuschter Probleme geraten, resultieren die sonderbarsten Effekte und Argumentationsmuster. So auch in den Werken des Göttinger Anatomen Johann Friedrich Blumenbach. Um dies (sowie das Problem geschichteter Argumentationen) zu zeigen sei hier ein Beispiel aus Blumenbachs ‚populärwissenschaftlichen‘ *Beyträgen zur Naturgeschichte* (Erster Theil 1790) herangezogen, aus einer Sammlung kurzer Aufsätze, die episodisch

54 Ebd. S. 24.

55 Ebd. S. 28.

56 Ebd. S. 29.

57 Ebd. S. 32.

und doch „in eine[r] Art zusammenhängender Folge“⁵⁸, die ganze Reichweite der klassischen Naturgeschichte umfassen. Die Präsentation naturwissenschaftlicher Fragestellungen für „andere Leser[,] als die eigentliches Studium aus Naturgeschichte machen“⁵⁹, erstreckt sich von Spekulationen über die Erdgeschichte bis zur Entstehung der Menschenvarietäten, im zweiten Teil (1812) sogar bis in die Geschichte alter Kulturen. Blumenbach geht bei diesen Betrachtungen von der These aus, dass die Schöpfung seit je Veränderungen unterliegt, und kommt, nachdem er die Naturkatastrophen zur Erklärung ausgestorbener fossiler Lebensformen herangezogen hat, schließlich auf Beispiele für die „Veränderlichkeit in der jetzigen Schöpfung“ zu sprechen. Die (im Sinne der modernen Evolutionstheorie) nur bedingte Geschichtlichkeit derartiger Phänomene kulminiert dabei im Begriff der „Ausartung“ (der „Degeneration“⁶⁰), unter der Blumenbach die durch Einwirkung des Milieus erfolgende Entstehung von Varietäten innerhalb konstanter Artengrenzen versteht. Gerade als „Spielarten“ sichern demnach, so die Konsequenz für den Menschen, die verschiedenen Rassen, von denen Blumenbach – seine Abhandlung *Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte* (lt. 1776 / dt. 1798) resümierend – fünf anführt, die vielfache Verbreitung des Menschen auf der Erde. Zugleich wird durch die Varietäten, deren Entstehung sekundär und prinzipiell reversibel ist, die Exklusivität der Gattung garantiert, die beim Menschen – gar erst bei ihm – ebensowenig verletzt werden darf wie bei allen anderen Arten. Mag die milieubedingte zeitliche sowie räumliche Differenz innerhalb der Gattungsgrenzen „die unmerklichsten Uebergänge und Mittel-Nüancen“⁶¹ hervorbringen, deren Unterscheidung die Berücksichtigung „alle[r] körperliche[r] Kennzeichen zugleich“⁶² erforderlich macht (und nur für die umsichtigsten Betrachter möglich ist),⁶³ so steht für Blumen-

58 Blumenbach, Johann Friedrich: *Beyträge zur Naturgeschichte*. Erster Theil. Göttingen: bey Johann Christian Dieterich 1790, S. VI.

59 Ebd. S. V.

60 Ebd. S. 33.

61 Ebd. S. 81.

62 Ebd.

63 Ein Grund für Blumenbachs methodische Kritik an Soemmerrings *Über die körperliche Verschiedenheit des Mohren vom Europäer* (1784). Vgl. Dougherty, Frank William Peter: Johann Friedrich Blumenbach und Samuel Thomas Soemmerring. Eine Auseinandersetzung in anthropologischer Hinsicht? In: Ders.: *Gesammelte*

bach andererseits fest, dass die Skalierung des Lebendigen qua Gattungen vorgegeben und gesichert ist. Desto merkwürdiger nimmt sich im Kontext des Gesamttextes ein Vergleich aus, der in direkter textueller Nähe zu dieser Konklusion angeführt wird.

Blumenbach kommt nämlich gleich im Anschluss an seine Veränderlichkeitsthese auf die Haustiere als auf die treffendsten Fälle für den Nachweis der unter „Einfluss des Klima, der Nahrung und der Lebensart“⁶⁴ erfolgenden Ausartung zu sprechen. Grund für die Veränderlichkeit und damit die Repräsentativität der Haustiere in dieser Frage ist, dass sie „der Mensch sich schon seit langen Generationen und so unterjocht hat, dass sie sich auch dabey fortpflanzen“ und „zugleich fremder Climate gewöhnen“⁶⁵. Unter ihnen wird besonders das Hausschwein hervorgehoben und diese Wahl erstmal damit begründet, dass es etwa bei Hunden – einer Tierart, die bei Buffon eher in den Blick kommt, wenn es um Tiere um den Menschen geht – schwieriger ist, die Stammrassen und damit die Einheitlichkeit der Gattung festzulegen.⁶⁶ Die menschliche Umgebung, der Mensch als Milieu ist im Falle des Schweins darüber hinaus auch deshalb eine augenfällige und aufschlussreiche Bedingung der Entstehung von Spielarten – Schweine sind „im Piemontischen fast ohne Ausnahme schwarz“, „in Bayern rothbraun“, „in der Normandie weiss“, „in England mit dem ausgeschweiften Rücken und hängenden Bauch“, in Frankreich mit „hochemporstehende[r] Croupe und niederhängende[m] Kopf“⁶⁷ ausgerüstet –, weil im Falle des Schweins von der Tatsache der gezielten Züchtung abgesehen und das schlichte Zusammenleben als Bedingungsrahmen der Veränderung angenommen werden kann. (Ein Argument, das zwar von Blumenbach so nicht formuliert, jedoch nahegelegt wird durch die Erwähnung jener durch Kolonisatoren nach Amerika bzw. auf einzelne Inseln verpflanzten Schweine, die binnen kurzer Zeit „theils zum Wunder in die sonderbarsten Spielarten de-

Aufsätze zu Themen der klassischen Periode der Naturgeschichte. Göttingen: Norbert Klatt 1996, S. 160–175, hier 169f.

64 Blumenbach: *Beyträge zur Naturgeschichte*, S. 34.

65 Ebd. S. 36.

66 Der Dachshund habe, so Blumenbach, einen „zu bestimmten Verrichtungen [zu gut] ab Zweckenden Körperbau“ (S. 39), um einfach als zufällige Folge von Degeneration betrachtet werden zu können.

67 Ebd. S. 45.

generiert sind⁶⁸.) Die menschliche Kultur bietet in diesen Beispielen lediglich als ‚blinder‘ Umweltfaktor, ohne die Finalität der Züchtung, ausreichende Bedingungen für einen erfolgreichen Klima- bzw. Milieueinfluss.

Diese, anstelle der Endzwecke auf den funktionalen Rahmen von Veränderungen ausgerichtete Betrachtung wird im Fortgang der Argumentation auf den Menschen selbst als Gegenstand der Naturgeschichte angewandt. Im Aufsatz *Ausartung des vollkommensten aller Haustiere, – des Menschen*⁶⁹ wird auf einmal die selbe Perspektive, pointiert und doch mit der Selbstverständlichkeit der Vorhandenheit des Menschen in diesem Modell, auf diesen selbst übertragen. Seine Fähigkeit, in Varietäten auszuarten, wird vor der Kontrastfolie der Haustiere im selben Grund einer weitverbreiteten Kultur – des ihm eigenen weltweiten ‚Hausens‘ erkannt. Der Wortlaut ist dabei trotz wiederholter Akzentuierung dessen, dass der Mensch von dieser verengenden Perspektive zugleich freizusprechen ist, sensationell bis provokativ: „Nur ein Haustier giebt es noch (– ein Haustier im wahren Sinn wenn gleich nicht im gewöhnlichen *Gebrauche* dieses Worts –) das auch hierin alle andere übertrifft und das ist der Mensch.“ Denn er ist „von der Natur selbst gleich zum Haustier erschaffen“⁷⁰, dem die Natur „die ganze weite Welt zur Heimat, und beide organisierte Reiche zur Nahrung freigestellt hat“⁷¹. Die Ausartung der Haustiere, dieser durch die vermeintliche Sonderstellung des Menschen (als eines ‚Zähmers‘ und Züchters) bedingte Sonderfall von Degeneration wird dadurch ‚rückwirkend‘ zur Bedingung der Denkbarkeit bzw. Modellierbarkeit der Abartung des Menschen selbst in seiner Artkonstanz. Und der Mensch erweist sich dabei mehr als nur metaphorisch als ein Haustier. Trotz wiederholter Hinweise auf die Ineinsetzung von ‚Haus‘ und Kultur ist er für Blumenbach vor allem in seiner Physiologie interessant. Die sich zunächst argumentationstechnisch anmutende Überleitung vom Schwein zum Menschen (bzw. die wechselseitige Erklärung ihrer Variationsbildung) wird in der Folge durch weitere schwerwiegende Bezugnahmen verschärft.

68 Ebd. S. 44.

69 Ebd. S. 47; „Der Mensch“ ist im Titel ursprünglich kursiviert.

70 Ebd. S. 48.

71 Ebd. S. 49.

Dass dem Menschen in den *Beyträgen zur Naturgeschichte* gerade das Schwein als Zeuge der Variabilität vorangeht, lässt sich nämlich auch anatomisch-physiologisch begründen. Im Kapitel *Eine gehörige physiologische Eigenheit des menschlichen Körpers* wird unter Rückgriff auf Blumenbachs *Institutiones physiologicae* (1787) ein kurzer Einblick in die physiologischen Bedingungen der klimatischen Anpassungsfähigkeit des Menschen gewährt. Das „Zellgewebe“ des Menschen, „das die Grundlage fast des ganzen organisierten Körpers macht“⁷², sei das „feinste“ und „geschmeidigste“⁷³ unter den übrigen Säugetieren und sichert ihm den Vorzug, „die ganze Erde bewohnen zu können“⁷⁴. Dieselbe Beschaffenheit zeichnet nun aber auch das Schwein aus. Diese *physiologische Verwandtschaft* wird bereits ersichtlich, wenn man nur einen den Augen zugänglichen Teil von Mensch und Schwein, die Haut, unter die Lupe nimmt, und erklärt darüber hinaus „die seit GALEN’s Zeiten so oft versicherte Aehnlichkeit des Geschmacks zwischen Menschen- und Schweinefleisch u. dergl. m.“⁷⁵. Zugleich sorgt sie dafür, dass Mensch und Schwein an noch einem (für den Physiologen sehr schätzenswerten) Phänomen partizipieren, das im Grunde nichts anderes ist, als Varietätenbildung in höherem Ausmaß: am Hang zu Missbildungen. Ausführlicher als in den *Beyträgen zur Naturgeschichte* kommt Blumenbach auf dieses Thema jedoch bereits in *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte* (1781) zu sprechen, einer Schrift, in der die Grenzen der Veränderungen der Lebewesen auf der Grundlage von Missbildungen und Bastardisierungen – als Gegenproben zur Wirksamkeit des Bildungstriebes – viel weiter gezogen werden, als im Falle der langsamen Varietätenbildungen. Hier wird nun den Haustieren und den warmblütigen Tieren generell eine höhere Tendenz zu Monstrositäten zugesprochen. Dabei sind es selbstverständlich die Schweine, „die überhaupt, vielleicht unter allen Thieren in der Schöpfung, am allerleichtesten den Misgeburten ausgesetzt zu seyn scheinen“⁷⁶. Wie es diesbezüglich mit dem Menschen bestellt ist,

72 Ebd. S. 51.

73 Ebd. S. 52.

74 Ebd. S. 53.

75 Ebd. S. 54.

76 Blumenbach, Johann Friedrich: *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte*. Stuttgart: Gustav Fischer 1971, S. 59 (Nachdruck der Ausgabe Göttingen: Johann Christian Dieterich 1781).

kann man am wachsenden wissenschaftlichen Interesse an Missbildungen in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts abwägen.⁷⁷

Es ist nicht lediglich die Poetik benachbarter Textstellen also, die bei Blumenbach den Menschen in „allgemeinen Familien-Angelegenheit[en]“ vom Orangutang so „himmelweit verschieden“⁷⁸ und dem Schwein doch so nahestehend erblicken lässt. Die Bestimmung von Nähe (bzw. Ferne) beruht auf einer neuartigen Kontinuität des Lebendigen, zu deren Gunsten althergebrachte Vorstellungen von der Kontinuität der Kette der Wesen unterbunden und viel radikalere Verwandtschaften begründet werden. Die unendliche Annäherung der Arten aneinander in der Kette, die sich in der Suche nach *missing links* niedergeschlagen und Geschichte geschrieben hat, verwandelt sich in eine Approximation, die vom Wesen, von der Substanz der Gattung ausgeht und die äußersten Grenzen dieser Schließung (gleichsam von innen her) ertastet.⁷⁹ Wie prekär sich die Vorstellung einer Differenz ausnimmt, die sich in (Art-)Grenzen hält, zeigt Blumenbachs Begriff des Bildungstriebes (*nisus formativus*). Der Bildungstrieb ist die Bedingung dessen, dass das Lebewesen zu dem wird, zu dem es die Gattungszugehörigkeit bestimmt hat. Er ist „ein besondrer, eingebohrner, Lebenslang thätiger würksamer Trieb“, der die „belebten Geschöpfe“ in die Lage setzt, „ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann zu erhalten, und wenn sie ja zerstört worden, wo möglich wieder herzustellen“⁸⁰. Dass der Bildungstrieb ein „regulatives Prinzip“ der „innere[n] und äußere[n] Bestimmung“ (*causa formalis* bzw. *causa efficiens*)⁸¹ ist und vor allem mit einem artspezifischen ‚Programm‘ zu tun hat, zeigt Blumenbachs Distanznahme von der *vis plastica* (Blumenbach zitiert Franz Bonamico) und Caspar Friedrich Wolffs *vis essentialis*. Mit beiden, sowie mit allen „chimischen Fermentationen und der blinden Expansion, oder bloß mechanischen Kräften[,] die einige zum Zeugungsgeschäfte angenommen

77 Vgl. Zürcher, Urs: *Monster oder Laune der Natur. Medizin und die Lehre von den Missbildungen 1780–1914*. Frankfurt/M. / New York: Campus 2004, S. 34–65.

78 Vgl. das Kapitel „Ein Wort zur Beruhigung in einer allgemeinen Familien-Angelegenheit“. In: Blumenbach: *Beyträge zur Naturgeschichte*, S. 56–61, hier 58.

79 Vgl. ebd.

80 Blumenbach: *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte*, S. 12.

81 Dougherty: *Johann Friedrich Blumenbach und Samuel Thomas Soemmerring*, S. 174.

haben“⁸², hat es Blumenbach zufolge die Bewandnis, dass sie eine unbestimmte und generelle Tendenz des Lebendigen zu modellieren versuchen, während der Bildungstrieb sich auf die Richtung (aber auf keine *causa finalis*) bezieht, die der Entwicklung der Lebewesen im einzelnen bestimmt ist. Nach dieser ‚vorprogrammierten‘ Richtungsvorgabe erhalten und bewahren sie ihren Charakter und sind in der Lage, diesen bei Beschädigungen (die ihnen etwa experimental zugefügt werden) wiederherzustellen.

Desto merkwürdiger ist es und repräsentativ für Blumenbachs grenzgängerische Schließung des Artbegriffs, wenn es just dieser Trieb ist, der sich von seiner Richtungsvorgabe abbringen lässt. Von den „gelindere[n], minder gewaltsame[n]“⁸³ klimabedingten Varietätenbildungen bis hin zu den „widernatürlichen, aber daher auch nie oder nur wunderselten sich fortpflanzende[n]“ Missgeburten ist, so Blumenbach, alles nur eine Abweichung des Bildungstriebes, eine Differenz, die der Identität keinen Abbruch tut. Dabei sind es gar nicht erst die Missgeburten, die die Einheit gefährden. Die „bewundernswürdige Gleichförmigkeit unter den meisten Monstrositäten“ weist im Gegensatz gerade darauf hin, dass selbst „die falsche Richtung“⁸⁴ an „sehr bestimmte Gesetze gebunden“⁸⁵ ist. Die Monstrositäten markieren lediglich die Außengrenzen der Gattung. Missbildungen sind (zusammen mit Bastardisierungen⁸⁶) die Extremität, die die Konsistenz der Gattung sichert. Sie sind aber auch nur von innen (von der Substanz) her verstehbar und dies sorgt für ihre Zuordenbarkeit sowie für ihre Zugehörigkeit zur Gattung. Die Gefährdung der Artkonstanz, deren Idee alledem zugrundeliegt, geht auch nicht von ihnen aus. Der Widerspruch des „modifizierbaren Bildungstriebes“⁸⁷ macht sich vielmehr in den klimatischen (bzw. kulturellen⁸⁸) Veränderungen bemerkbar. Die Gattung darf sich der vorevolutionistischen Vorgabe zufolge

82 Blumenbach: *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte*, S. 14.

83 Ebd. S. 60.

84 Ebd. S. 57.

85 Ebd. S. 58.

86 Vgl. Ebd. S. 60–61.

87 Zürcher: *Monster oder Laune der Natur*, S. 54.

88 Vgl. die Paragraphen 37 bis 42 über „Erblich gewordene Künsteleyen an Bildung des menschlichen Körpers“. In: Blumenbach: *Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte*, S. 63–69.

nicht ein für allemal verändern, und die langsame Varietätenbildung führt trotzdem derartige Prozesse heran: Klima, Nahrungsmittel und Lebensart äußern „einen zwar langsamen aber kräftigen, für die Folge desto dauerhaftern und tiefer wurzelschlagenden Einfluß auf den Bildungstrieb“ und sind „die Hauptursachen der so merkwürdigen Nationalbildungen und [...] der zuweilen noch erstaunlichern (aber eben so wohl als die hängenden Ohren und als der schlichte Schwanz der unterjochten Hausthiere, erblichen) Familiengesichter“⁸⁹. Gefährlich für Vorannahmen werden die Varietätenbildungen gewissermaßen durch die gedämpfte Radikalität ihres Ablaufs, durch dessen Langsamkeit und Langwierigkeit. Varietäten sind auf der Zeitachse verschobene, erbliche und folglich in ihrem Rückgang gleichsam unabhäbige Gattungspänomene. Darüber hinaus bringen sie im Fächer der gattunginternen „Mittelracen“⁹⁰ das Einzel exemplar (*Buffons exemplarisches Individuum*, das mit seinesgleichen für die Gattung steht) zum Verschwinden. Spielen die Missgeburten als Rand- und Grenzfiguren die Rolle einer konstitutiven Rückversicherung, so breitet sich die Varietätenvielfalt im Zentrum der Gattung selbst aus und macht den Kern undurchsichtig. Nun gibt es nur noch Varietäten und keinen Menschen ohne Hinzugekommenes, mag letzteres als noch so marginal hingestellt sein. Die Nachbarschaft besetzt das Gattungsinere und rückt das Schwein und den Menschen unter einem Klima (in einer Kultur) näher zueinander und (zeitlich sowie räumlich) weit weg von ihresgleichen unter anderen Klimaten.

5.7. Tierisches Glück

Dem Problem, dass man etwas anderes in den Blick bekommt, als man zu akzeptieren bereit war, entgeht auch der am herrschaftlichen Menschenbild interessierte Buffon nicht. Als zweites Beispiel für komplexere Argumentationsmuster mit gleichzeitiger Abwehr und Vertiefung des Problems der Tiernenschlichkeit sei von ihm nochmal ein Abschnitt, diesmal ein längerer, herangezogen. In em-

89 Ebd. S. 63.

90 Blumenbach: *Beyträge zur Naturgeschichte*, S. 59–60: „Man darf nie bloß ein paar recht auffallend gegen einander absteckende Menschenracen ausheben, und diese nun, mit Uebergang der Mittelracen, die die Verbindung zwischen jenen machen, so allein gegen einander aufstellen [...]“.

pirisch-anthropologischer Abwandlung der kartesischen Differenzierung zwischen Körper und Seele bekundet er zwar mehrfach die Überzeugung,⁹¹ dass sich der Mensch nur aufgrund der ungenügenden Unterscheidung zwischen den „Wirkungen seiner Seele und seines Gehirns [...] mit den Thieren vergleicht“⁹²; dass lediglich die mangelhafte Erkenntnis des Menschen verantwortlich dafür sei, wenn er zwischen den Tieren und sich „nur einen Grad Unterschiedes [macht], der bloß in einer etwas größern oder mindern Vollkommenheit der sinnlichen Werkzeuge bestehe“⁹³. Denn der Mensch macht in Wahrheit „eine besondere Classe“ aus, „von welcher man durch einen unendlichen Raum herabsteigen muß, bis zu den Thieren zu kommen“⁹⁴. Bei näherer Prüfung, die wohl der Naturgeschichtsschreiber zu bewerkstelligen hat, muss er also „den Adel seines Wesens sehr bald erkennen“, „das Daseyn seiner Seele empfinden“ und „mit einem einzigen Blicke den unendlichen Unterschied sehen, welchen das höchste Wesen zwischen ihm und den Thieren gemacht hat“⁹⁵. Dennoch stehen die hier zitierten Formulierungen im *Discours sur la nature des animaux*, einer Abhandlung aus der *Histoire naturelle*, die sich trotz ihrer Überschrift viel zu viel mit dem Menschen befasst und im besonderen einen Zwischenabschnitt enthält, der mit *Homo duplex* (1753) betitelt ist und mit dem Problem des Tierischen am Menschen gar nicht erst fertig wird. Umgekehrt spitzt er die Konfliktlage des menschlichen Double-binds mehr als nötig zu. Sein Gegenstand ist weniger der Rückgriff auf die Duplizität des Menschen in der philosophischen Tradition,⁹⁶ als eine naturalistische Gratwanderung (im

91 Vgl. Roger, Jacques: *Buffon et la théorie de l'anthropologie*. In: Bingham, Alfred J. / Topazio, Virgil W. (Hg.): *Enlightenment studies in honour of Lester G. Crocker*. Oxford: The Voltaire Foundation / The Taylor Institution 1979, S. 253–262, hier 257.

92 Buffon, Georges-Louis Leclerc de: *Abhandlung von der Natur der Thiere*. In: Ders.: *Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt; nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königs von Frankreich*. Zweyten Theils zweyter Band. Hamburg und Leipzig 1754, S. 3–50, hier 50.

93 Ebd.

94 Buffon: *Von der Natur des Menschen*, S. 208; Vgl. dagegen Buffons These über Kontinuität der Kette: Ders.: *Erste Abhandlung. Von der Art, die Historie der Natur zu erlernen und abzuhandeln*. In: Ders.: *Allgemeine Historie der Natur*. Ersten Theils erster Band. Hamburg und Leipzig 1750, S. 3–40, hier 8.

95 Buffon: *Abhandlung von der Natur der Thiere*, S. 50..

96 Vgl. Azouvi, François: *Homo duplex*. In: Gesnerus (42) 1985, S. 245–252, hier 238–239.

Sinne eines *naturaliste*) zwischen Mensch und Tier, Seele und Körper, sowie die Bestimmung des bestmöglichen Tierischen im Menschen, unter der Klärung der Frage, inwieweit das tierische Verhalten „einen gewissen Grad des Verstandes“⁹⁷ aufzuweisen vermag.

Buffons *homo duplex* ist das Ergebnis einer doppelten Halbierung des ganzen Menschen. Der *Discours sur la nature des animaux* geht von einer Gegenüberstellung von Innerem und Äußerem aus, die nur bedingt der Differenzierung zwischen menschlicher Seele und tierischem Leib entspricht. Während der körperlichen „äußere[n] Bekleidung“⁹⁸ („enveloppe extérieure“) als Grundlage der Unterscheidung zwischen Mensch und Tier eine geringe Rolle zugesprochen wird, entscheidet sich die Frage signifikanter Unterschiede im Inneren („partie intérieure“⁹⁹). Hier kommen Mensch und Tier einander durch Analogien und Ähnlichkeiten der inneren Organfunktionen (Herz, Gehirn) erst einmal sehr nahe – viel mehr als das Äußere je erlaubt hätte. Darüber hinaus partizipieren beide an jenem „materialischen Sinn“¹⁰⁰, der die Sinneswahrnehmungen, Instinkte und Umweltreaktionen organisiert und für die Erhaltung des Lebewesens zuständig ist. Dieser „inner[e] und allgemeine[] Sinn“ ist Menschen und „Tieren gemein; aber wir besitzen noch überdies einen Sinn von höherer und ganz unterschiedener Natur, und dieser hat seinen Sitz in dem geistigen Wesen, das uns beseelt und leitet“¹⁰¹. So kommt es, dass es nicht der ganze, sondern der „innere Mensch“ ist, der in zwei, funktional einander ebenso komplettierende wie ausschließende kognitive Zentren, in die Seele und in eine „thierische[] und bloß materialische[] Quelle“¹⁰² aufgeteilt wird. Dank letzterer lebt und handelt das Tier richtig, ohne zu denken. Dieser Mechanismus tierischen Umweltverhaltens grenzt bei in Gesellschaft lebenden Tieren sogar an sinnvolles Handeln, so dass sich Buffon verpflichtet sieht, die Differenz beider Quellen herauszustellen und gegen falsche Schlüsse hervorzuheben. Die tierische „Gesellschaft“ (wie etwa der Bienenstaat,

der auch noch allegorischer Bedeutsamkeit erfreut) sei „nur eine physische und von der Natur geordnete Vereinigung, ohne alle Absicht, Erkenntniß und Vernunftschluß“, und der „scheinbare[] Verstand“ der Tiere ein Ergebnis „ihrer vereinigten Menge“. Alles andere, was man Tieren zugemutet hat, ist „bloß auf die Bewunderung des Beobachters gegründet“¹⁰³, mit dessen „Wunderdinge[n]“¹⁰⁴ der wahre Kenner der Natur nichts zu tun haben will.

Für den Menschen bedeutet dies zweierlei. Da in ihm nun mal beide Quellen vorhanden sind, muss sein geistiges Vermögen in aller Klarheit vom tierischen unterschieden werden: „Man trenne von uns ab, was der Seele gehöret, man nehme uns den Verstand, den Witz, das Gedächtniß, so ist der Ueberrest der materialische Theil, durch welchen wir Thiere sind.“¹⁰⁵ Zum einen muss also „die Seele“, die ihrerseits mit Intelligiblem in eins fällt, von allem „Materialischen“ entlastet, zum anderen ihr Sonderbesitz durch eine ebenso genaue Erkenntnis des tierischen Teils im Menschen erkaufte werden. In dessen Konsequenz wird das Seelisch-Geistige auf ein Minimum (eben auf das Essenzielle) eingeschränkt, dafür aber dem Tierischen überaus viel eingeräumt. Die besondere Eigenschaft des Menschen in Differenz zu den Tieren erkennt sich demnach dadurch, dass man „vergleicht, unterscheidet und ordnet“¹⁰⁶; „[d]as deutliche Kennzeichen der Vernunft ist der Zweifel, die Ueberlegung, die Vergleichung; Bewegungen und Handlungen hingegen, welche nichts als Sicherheit und Gewißheit verrathen, beweisen zu gleicher Zeit mechanische Nothwendigkeit und einen Mangel an Vernunft.“¹⁰⁷ Alles, was wie von sich selbst geschieht, ja überhaupt durch Handeln erlangt wird, gehört bereits dem Tierischen zu.¹⁰⁸ Dem Intelligiblen am Menschen haftet umgekehrt etwas grundsätzlich Sekundäres und Inproduktives (sowie Herrschaftliches)¹⁰⁹ an. Es ist so radikal unabhängig vom Kör-

97 Buffon: Abhandlung von der Natur der Thiere, S. 38.

98 Ebd. S. 6.

99 Buffon: *Discours sur la nature des animaux*. In: Ders.: *Cœuvres philosophiques*. Hg. v. Jean Piveteau. Paris: Presses Universitaires de France 1954, S. 317–350, hier 320.

100 Buffon: Abhandlung von der Natur der Thiere, S. 11.

101 Ebd.

102 Ebd. S. 32.

103 Ebd. S. 43.

104 Ebd. S. 44.

105 Ebd. S. 35.

106 Ebd. S. 50.

107 Ebd. S. 48.

108 So stehen Kinder, Blödsinnige und Träumende unter der Macht des materiellen Sinnes und befinden sich damit im tierischen Zustand.

109 Zum Einfluss der aristokratischen Herkunft auf Buffons Denken vgl. Lepenies, Wolf: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten*

perlichen, dass letzteres auch ohne die seelisch-geistige Mitwirkung ‚sinnvoll‘ auskommt. Der Körper funktioniert und das Besondere am Menschen beschränkt sich rekursiv auf den göttlichen Auftrag, etwas Besonderes zu sein.¹¹⁰

Im Entwicklungsgang des Menschen erkennt sich diese zweiseitige Unabhängigkeit in der Nachträglichkeit des geistig-seelischen Vermögens wieder. In der Kindheit steht das Tierische im Vordergrund. Das Geistige „zeigt sich später“ und muss „vermittelt der Erziehung“ entwickelt und vervollkommen werden. Ohne seine Einflussnahme würde das Tierische sogar „im ganzen Leben herrschen, und fast ganz allein wirken“¹¹¹. Nichtsdestotrotz bleibt letzteres auch in späteren Lebensphasen bestimmend. In der Jugend „entsteht ein neuer materialischer Sinn“ und herrscht vielleicht mehr als jemals: „Man denkt und handelt alsdenn bloß um seine Leidenschaft zu billigen und zu vergnügen“¹¹². Aber auch im „mittleren Alter“ und bis zum Lebensende macht sich die „materialische Quelle“ merklich: „Es giebt im menschlichen Leben Augenblicke, Stunden, Tage, ja ganze Jahreszeiten“, in denen man nicht nur das „Daseyn dieser zwo Quellen“, sondern auch „ihre einander widrige Wirksamkeit“¹¹³ wahrnimmt. Im Lichte der ‚gesunden‘ körperlichen Existenz, die nun mal nicht zur Seite zu stellen ist, erscheint die Seele als das an dieser Situation Leidende und Krankende. Dies zeigt sich in der „Mattigkeit der Seele“¹¹⁴ und den wiederum psychisch-seelisch realisierten „Sorgen“¹¹⁵, die das Fortkommen in der Gesellschaft zeitlebens bereitet. Die Anfälligkeit

in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. München / Wien: Hanser 1976, S. 161–168.

¹¹⁰ Ähnlich wird in der Abhandlung *Von der Natur des Menschen* die Unfähigkeit der Seele umgeschrieben, den Körper zu begreifen: „Diese Ausdehnung, die uns in die Augen fällt; die Undurchdringlichkeit, davon uns das Gefühl einen Begriff giebt: alle diese vereinigten Eigenschaften, welche die Materie ausmachen, könnten vielleicht wohl gar nicht vorhanden sein, weil unsere innere Empfindung, und das, was wir uns unter Ausdehnung, Undurchdringlichkeit sc. vorstellen, nicht ausgedehnt, noch undurchdringlich ist, nichts mit diesen Eigenschaften gemein hat. [...] Also ist das Daseyn unserer Seele gewiß; aber des Körpers seines könnte zweifelhaft seyn [...]“. Buffon: *Von der Natur des Menschen*, S. 203.

¹¹¹ Buffon: Abhandlung von der Natur der Thiere, S. 32.

¹¹² Ebd. S. 34.

¹¹³ Ebd. S. 32.

¹¹⁴ Ebd. S. 34.

¹¹⁵ Ebd. S. 35.

der Seele gegenüber dem vom „physischen Verstande“¹¹⁶ regierten Tierischen zeigt sich unter anderem in den „langweiligen, achtlosen und ekelnden Zeiten, da wir uns zu nichts entschließen können, da wir nur das, was wir nicht thun, wollen, und nur dasjenige thun, was wir nicht wollen“¹¹⁷. Sie führt zu „Phantaseyen“¹¹⁸ und Zuständen „der Verblendung und der Finsterniß“, in denen „wir wünschten, sie [die Seele E.H.] zu nichts zu gebrauchen, als zu empfinden“¹¹⁹.

Während die vom materiellen Sinn verwalteten Bedürfnisse, Empfindungen und Begierden einen „materialischen“ „Ueberrest“¹²⁰ darstellen, mit dem die Seele nichts zu tun hat, opponieren sie dem anezogenen und ‚kränkelnden‘ geistig-seelischen Vermögen in Sachen der Selbstheit durchaus erfolgreich. Zweiseitig wird der Seele ‚der letzte Rest‘ sogar innerhalb ihrer eigenen Zuständigkeit, in der moralphilosophischen Dimension gegeben. Das Tier (das Kind, der Blödsinnige,¹²¹ der Träumende,¹²² der durch Leidenschaften gänzlich beherrschte Mensch) ist nämlich in seiner materialischen Disposition grundsätzlich glücklich. Man ist angehalten, dem Kind „Zwang zu thun“ und durch „unglückliche[] Augenblicke“ den „Saame[n] seines zukünftigen Glückes“¹²³ zu reichen. Denn Glück ist für den Menschen in beiden Zuständen, sowohl unter der Herrschaft seines tierischen als auch unter der seines geistigen Vermögens möglich. Und da der erste Glückszustand dem Kind von Natur aus mitgegeben ist, muss der zweite durch die Seele erst eingeleitet und „regieret“¹²⁴ werden: Im ersten Glückszustand „herrschen wir mit Vergnügen, und mit noch größerem gehorchen wir im zweiten.“¹²⁵ Das verläuft, wie die asymmetrischen Machtverhältnisse in dieser Formulierung belegen, nicht ohne Probleme. Durch die Wirksamkeit der Seele wird „unser Ich in zwo Personen getheilet“, „deren erste, welche das vernünftige Vermögen

¹¹⁶ Ebd. S. 21.

¹¹⁷ Ebd. S. 32.

¹¹⁸ Ebd. S. 20.

¹¹⁹ Ebd. S. 21.

¹²⁰ Ebd. S. 35.

¹²¹ Ebd. S. 27.

¹²² Ebd. S. 28.

¹²³ Ebd. S. 34.

¹²⁴ Ebd. S. 16.

¹²⁵ Ebd. S. 33.

vorstellt, das, was die andere [kindisch-tierische E.H.] thut, tadelt“. Anstelle jedoch eines entschiedenen Sieges über das Körperbedingte stellt sich oft eine Situation ein, in der die Seele „nicht stark genug ist, sich ihr [der materiellen Quelle, E.H.] mit Nachdruck zu widersetzen“. Die Machtergreifung der Seele bleibt also nicht unangefochten. Die durch sie verschuldete „zweifache Person stellt sich widerstreitend dar“, und das „Gleichgewicht“ der beiden Kräfte ist „der unglücklichste Zustand“ und „der Punct des unmäßigsten Ueberdrusses“¹²⁶. Dieser Zustand muss in einer der beiden Richtungen überwunden werden, was jedoch eine konfliktlose Herrschaft des Geistes beinhaltet und verspricht, bleibt ungesagt und eine leere Zielvorgabe. Buffons Text lässt vom Wirkungskreis der Seele nur so viel sehen, dass er Pflicht ist und dass es darin unfasslich bis unangenehm zugeht. Der Naturgeschichtsschreiber, der mehr über das Tier als über den zukünftigen konjunktivischen Menschen zu sagen weiss, kann mit ihm wenig anfangen. Die geistig-seelische Qualität des Menschen bleibt ihm aufgebürdet und der durch eine unzugängliche Eigenschaft definierte Mensch ein Fremdkörper in der Kette sonst klassifizierbarer tierischer Wesen.

5.8. Existenzangst

Als ein letzter Gegenpol zu den siegreichen Bildern des Menschen und als bedrückende Konsequenz einer Entwicklung, gegen die der theologische Rahmen trotz höchster Anpassungskraft keinen Gehalt bietet, erscheint jedenfalls auch noch die – jeglichen Halts entblößte und moderne Wahrnehmungsmuster vorwegnehmende – pure Angst um die Existenz. Sie lässt sich durch eine Stelle in Karl Philipp Moritz' Roman *Anton Reiser* als literarisch-anthropologisch festgehaltene Angst-Episode der Ununterscheidbarkeit von Mensch und Tier kurz belegen. Anton Reisers Erfahrung mit den Tieren steht mit seiner Empfindung der gefährdeten Individualität in engstem Zusammenhang. Der Anblick einer öffentlichen Hinrichtung und Reisers Selbstgefühl dabei in der „umgebenden Menschenmasse“ erwecken in ihm den Eindruck, „als ob ein Baum im Walde umgehauen, oder ein Ochse gefällt werden sollte. – Und da nun die Stücken dieser hinggerichteten Menschen auf das Rad hinaufgewunden wurden, und er

sich selbst, und die um ihn her stehenden Menschen ebenso *zerstückbar* dachte – so wurde ihm der Mensch so nichtswert und unbedeutend, daß er sein Schicksal und alles in dem Gedanken von tierischer *Zerstückbarkeit* begrub [...]“¹²⁷. In Folge dieser Erfahrung sucht Reiser die Gesellschaft der Tiere in der doppelten Absicht der Selbstunterscheidung und -aufhebung: „Er stand oft stundenlang, und sah so ein Kalb [...] an; und lehnte sich [...] so dicht wie möglich an dasselbe an, oft mit dem törichten Wahn, ob es ihm nicht vielleicht möglich würde, sich nach und nach in das Wesen eines solchen Tieres hineinzudenken – es lag ihm alles daran, den Unterschied zwischen sich und dem Tiere zu wissen – und zuweilen vergaß er sich bei dem anhaltenden Betrachten desselben so sehr, daß er wirklich glaubte, auf einen Augenblick die *Art des Daseins* eines solchen Wesens empfunden zu haben.“¹²⁸ Dass die Selbsttherapie dabei stellenweise so erfolgreich ist, dass die existenzielle Grenze ebenso wie zugleich überschritten wird, ist aus der Sicht des Reiserschen Berichterstatters (eines verdeckten Selbstbeobachters) die – auch unkommentiert – furchterregende Folge des Selbstversuchs. „Diese *Unbedeutsamkeit*, dies *Verlieren unter der Menge*“ als menschliche Disposition reicht nun als Schlusseffekt der Reiserschen Episode selbst ins Jenseits hinüber. Die Seelen verlieren sich, nicht anders, als die Körper auf Erden, lediglich in einer „Seelenmasse“¹²⁹, und schließen damit den Kreis der Selbsterfahrung. Das Ich wird vom Jenseits aus ins tierische Dasein als Erst- und Bestlösung zurückverwiesen. Die Selbststrettung fällt mit der Selbstaufgabe, die Differenz mit der Indifferenz in eins zusammen.

Was vom literarischen Subjekt zutiefst empfunden, von Subjekten wissenschaftlicher Abhandlungen argumentativ, jedoch vielfach unbewusst heraufbeschworen wird, ist eine Disposition des Wissens, die später offensichtlicher und unumkehr- sowie unabwendbar zu Tage treten sollte. Eine Frage ist freilich, ob sie mit ihrem Offenbarwerden nicht auch an jener intellektuellen Schärfe verliert, die ihr in ihrer latenten Vorphase noch innewohnt. In den Werken der hier genannten Autoren werden bereits Maßnahmen zur Schlichtung eines

127 Moritz, Karl Philipp: *Anton Reiser*, Ein psychologischer Roman. Hg. v. Wolfgang Martens. Stuttgart: Reclam 1972, S. 262 (Hervorhebungen im Original).

128 Ebd. S. 263 (Hervorhebungen im Original).

129 Ebd. S. 264.

allzu skandalösen Sachverhalts ergriffen. Die herangezogenen Argumentationssegmente resultieren aus der Überzeugung von der Notwendigkeit (sowie der Möglichkeit) einer metaphysisch vertretbaren Differenzierung und demonstrieren zugleich, wie selbst die entschiedensten Bekundungen der ‚guten‘ Absichten der Naturerforschung in den Sog menschlicher Animalität gezogen werden. Oft intuitiv, ohne die Zustimmung oder entsprechende Kenntnis- bzw. Bewusstseinslage der Autoren, entfaltet sich eine unglaubliche Intensität und ein Reichtum von Vertextungen von Problemen. Die argumentative Differenziertheit ist ‚Kontext‘, ein Epochenspezifikum, und kann nur festgehalten werden, wenn man die Zeit einfriert, und sie aus der Überbietungsstruktur der Wissenschaftsgeschichte herausnimmt. Textnahe Lektüren – Lektüreproben – selbst von wissenschaftlichen Abhandlungen können dabei, wie hier erwiesen worden sein sollte, das Ihre dazu beitragen. Einmal mehr hat sich herausgestellt, dass Texten immer mehr eingeschrieben ist, als Faktenlagen zu erfassen vermögen.

5.9. *Anthropomorpha*

Die Behandlung des Problems wurde jedoch bisher bewusst allgemein auf der Ebene der Tier-Mensch-Unterscheidung gehalten. Was gemieden und lediglich bei Berührung der Mittelwesendiskussionen kurz aufgegriffen wurde und den allgemeinen Rahmen gewissermaßen mit Stoff und Inhalt füllt, ist die Affenproblematik und -thematik des 18. Jahrhunderts. Sie sollte, bevor der biologische Evolutionismus Darwins sie in ‚Realität‘ verwandelt, besonders produktiv werden und die Gemüter reichlich bewegen. Auch befruchtet sie in die Romantik hinein immer mehr das literarische Schreiben. Im folgenden soll die Affenthematik keineswegs in vollem Umfang aufgegriffen werden. Das historische Aufkommen von Menschenaffen in europäischen Diskursen ist erforscht und wird hier nur angedeutet. Das Interesse gilt vielmehr jenen Konstellationen des strategischen bis rhetorischen Vergleichs von Affe und Mensch, denen auch bisher nachgegangen wurde.

Der Initiationsakt dieser Entwicklung, die für das 18. Jahrhundert charakteristische (Wieder-)Eingliederung des Menschen in die Tier-

welt lässt sich viel früher, im Werk Carl von Linnés ansetzen.¹³⁰ Auch eröffnet er den Weg zur wissenschaftlichen sowie philosophischen Erfassung des heikelsten aller Themen, der Verwandtschaft von Affen und Menschen. Linnés epochale Signifikanz gewinnende Entscheidung, den Menschen im *Systema naturae* 1735 in die Klasse der Vierfüßler (Quadrupedia) einzuordnen, und dann letztere in der Ausgabe von 1758 in Säugetiere (Mammalia) umzubenennen, enthält viel explosives Material. Handelt es sich doch, wie Blumenbach und andere versichern, um ein bipedes (oder bimanus), aufrecht gehendes Wesen,¹³¹ und ist wiederum das Stillen ein dem intelligiblen (männlichen) Stereotyp entgegengesetztes animalisches (weibliches) Charakteristikum.¹³² Dem haarsträubenden Gehalt seines Ansatzes trägt Linné selbst in einigen vielfach zitierten Erklärungen Rechnung. Die Ähnlichkeit von Affen und Menschen in Körperbau und Verhaltensmustern, heißt es im Aufsatz *Die Meerkatze Diana* (lt. 1754 / dt. 1756), komme miteinander „so genau überein, daß wir oft darüber erstauten[;] ja die Naturkündiger haben bis itzo vergebens Merkmale gesucht, wodurch sich die Affen von dem Menschen vermittelt der äußerlichen Gestalt und des Baues des Körpers unterscheiden ließen, weil sich kein Kennzeichen an dem Menschen finden läßt, das man nicht auch bei einem Affen anträfe“¹³³. Die Ununterscheidbarkeit von Affe und Mensch macht eine Differenzierung der Erkenntniszwecke

130 Vgl. Broberg, Gunnar: Homo sapiens. Linnaeus's Classification of Man. In: Frängsmyr, Tore (Hg.): Linnaeus, the man and his work. Canton: Watson Publishing International 1994, S. 156–194, hier 157; Zur zeitgenössischen Rezeption vgl. Blumenbach, Johann Friedrich: Über die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte. Nach der dritten Ausgabe [...] übersetzt, und [...] herausgegeben von Johann Gottfried Gruber. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1798, S. XVII; Die symbolische Rolle als ‚erster‘ schließt die gediegene Vorgängerschaft gleichwohl keineswegs aus.

131 Vgl. Bayertz, Kurt: Glanz und Elend des aufrechten Ganges. Eine anthropologische Kontroverse des 18. Jahrhunderts und ihre ethischen Implikationen. Jahrbuch für Recht und Ethik 8 (2000) S. 345–369, hier bes. 352; zur These von der Bimanität vgl. Blumenbach: Über die natürlichen Verschiedenheiten, S. 30.

132 Vgl. Schiebinger, Londa: Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft. Übers. v. Margit Bergner / Monika Noll. Stuttgart: Klett-Cotta 1995, S. 67–111.

133 Linné, Carl von: Die Meerkatze Diana. Übers. v. Abraham Gotthelf Kästner. In: Ders.: Lappländische Reise und andere Schriften. Hg. v. Sieglinde Mierau. Leipzig: Reclam 1987, S. 272–278, hier 272; weitere Belege befinden sich im Introitus des *Systema Naturae*, vgl. Agamben: Das Offene, S. 36; sowie in der *Fauna Svevica* (1746) vgl. Bayertz: Glanz und Elend des aufrechten Ganges, S. 360.

notwendig. Es sei, so Linné, den Naturwissenschaftlern unwürdig, aus Furcht vor den Konsequenzen die „in die Augen fallenden Gründe [zu] verlassen und zu den unsichtbaren Kennzeichen der Philosophen ihre Zuflucht [zu] nehmen“¹³⁴. Gottes Werk und die Differenz „zwischen dem Menschen und dem Vieh [...] von der moralischen Seite“ zu betrachten, „gehört nicht hierher“¹³⁵, steht zu Beginn des Aufsatzes *Anthropomorpha* (lt. 1760, dt. 1776; eigentlich eine Dissertation seines Schülers C.E. Hoppius). „Ich will [statt dessen] bey meinem Zweck bleiben, und mich nicht wie jener Schuster vom Leisten entfernen. Ich will als Naturforscher den Menschen nach allen Theilen seines Körpers betrachten; und wann ich dies thue: so finde ich schwerlich ein einziges Merkmal, wodurch der Mensch von Affen unterschieden werden kann, wann nicht etwa die Hautzähne, welche bey dem Menschen von einander stehen, einen Unterschied machen; welches die Erfahrung einst lehren wird.“¹³⁶

In derlei Formulierungen äußert sich zum einen die Überzeugung, dass der Mensch selbst als „das erste Glied des Tierreiches“¹³⁷ über besondere Rechte verfügt. Dank seinem „exalted and divine spirit“ repräsentiere er durchaus und weiterhin „the first link in the chain that leads up to the world of angels“¹³⁸. Zum anderen lassen Linnés Selbsterklärungen die Eigengesetzlichkeit professioneller naturwissenschaftlicher Blickführung als einen inszeniert-harmlosen Zugzwang erscheinen, dem beim besten Willen nicht mehr auszuweichen ist. Unter Bezugnahme auf Linnés Argument, es lasse sich nur schwer ein wahrer Unterschied zwischen Affen und Menschen ausmachen, gesteht auch Blumenbach, „daß man bisweilen eine Gattung von ihren Nebengeschlechtern weit leichter auf die erste Ansicht, und zwar zu Folge eines gewissen sinnlichen Eindrucks, unterscheiden,

134 Linné: Die Meerkatze Diana, S. 272.

135 Linné, Carl von / Hoppius, C. E.: Vom Thiermenschen. In: Des Ritter Carl von Linné Auserlesene Abhandlungen aus der Naturgeschichte, Physik und Arzneywissenschaft. Leipzig: Adam Friedrich Böhme 1776, S. 57–70, hier 59.

136 Ebd.

137 Dougherty, Frank William Peter: Buffons Bedeutung für die Entwicklung des anthropologischen Denkens im Deutschland der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zu Themen der klassischen Periode der Naturgeschichte. Göttingen: Norbert Klatt 1996, S. 70–88, 323–351, hier 74.

138 Broberg: Homo sapiens. Linnaeus's Classification of Man, S. 156; Broberg warnt vor der übertriebenen Akzentuierung dieses Aspekt.

als diese unterscheidenden Merkmale selbst aufzählen, und mit Worten ausdrücken kann“¹³⁹. Die wissenschaftliche Analytik legt Mängel und Voreingenommenheiten frei, denen sich der naive Blick nicht erwehren kann. Den eigenen Augen glauben nur noch die Unvorsichtigen. Die Willensbekundungen der modernen Wissenschaft liegen nun offen zu Tage. Sie ist, wie Linnés Differenzierung der Erkenntniszwecke bezeugt, im Anlauf, sich nie wieder um globale Sinnfragen zu kümmern.

5.10. Nachahmung

Sucht man nach Haltepunkten, die auch außerhalb der Naturgeschichte ein sinnvolles *tertium comparationis* zwischen Mensch und Affe abgeben, so rückt sehr bald und sehr oft der Begriff der Nachahmung ins Auge. Im Zusammenhang des Vergleichs von menschlicher und tierischer Natur wird auch in Buffons *Homo duplex* hervorgehoben, dass die Nachahmung „der allerwunderbarste Erfolg aus der thierischen Maschine [ist], und dasjenige, was den Gedanken am allernächsten kömmt“¹⁴⁰. Sie sei diejenige Eigenschaft des Tieres, die es in die Lage setzt, sich ohne Verstandesaktivität Verhaltensmuster anzueignen – ein tierischer und strengst „materialischer“ Lernprozess. Tiere haben demnach „nicht nur diejenige Erfahrung, so sie durch das Empfinden erlangen können, sondern sie machen sich auch, vermittelst der Nachahmung, die Erfahrung, so andere erlanget haben, zu Nutze. Die jungen Thiere formieren sich [nämlich] nach den Alten.“¹⁴¹ Darüber hinaus kommt das Tier generell, und unter den Tieren ganz besonders der Affe durch Nachahmung dem Menschlichen so täuschend nahe, „daß man es nicht übel nehmen kann“, wenn man Menschen nachahmenden Affen ohne Bedenken „mehr Witz zugeeignet hat, als einem Menschen, (der aber unter uns so selten ist,) der nichts thut und nichts nachahmet“¹⁴². In der Gestalt des Affen kommen „Copeyen“ und „Originale[]“¹⁴³ so nahe aneinander, dass das Verhältnis umkippt und der Nachahmer leicht zum Perfektionisten, der Affe

139 Blumenbach: Über die natürlichen Verschiedenheiten, S. 17.

140 Buffon: Der doppelte Mensch, S. 39.

141 Ebd. S. 41.

142 Ebd. S. 40.

143 Ebd.

zum Menschen, der Mensch zu Affe wird. Buffon erwähnt bezüglich des letzteren die „Comödianten, Pantomimen, und Nachäffer“¹⁴⁴, und rühmt die Nachahmungsgabe der Kinder, bei deren Betrachtung sich der Weg des (erwachsenen) Menschen ohnehin in eine bereits überwundene tierische Herkunft verliert.

Affen sind, so Buffon, „aufs höchste Leute von Gaben, welche wir für witzige Männer ansehen“¹⁴⁵. Und zwar in doppelter Hinsicht. Sie verhalten sich zum einen als Affen und äffen nach. Sie enteignen dadurch dem Menschen die ihm zugehörenden, durch Sinn und Verstand legitimierbaren Verhaltensmuster. Im Prozess der äffischen Entsemitisierung werden die menschlichen Handlungen ihren Funktionsrahmen entrückt und lächerlich gemacht. Dadurch aber für eine Erkenntnis eröffnet, die just dieser Veräußerlichung bedurfte. Zum anderen machen sie die äffische Natur des Menschen erfahrbar. Sie geben einer spröden Normalität Gestalt, über die der Kulturmensch hinauskommen und sich vergessen wollte. Das Ich des Menschen, das ihn reguliert und von seinem tierischen Ursprung trennt, ist „die Quelle [...] des Unterschiedes, und die Ursache, welche die Person macht“¹⁴⁶. Dagegen sind die Tiere jeweils unterschiedslos vereint in „einerley Gattung“. „[E]inerley Sachen und auf einerley Art [zu] thun“¹⁴⁷ ist für sie lebensnotwendig und Garant der Gattungszugehörigkeit. Dies führt wiederum zurück zum Menschen. Denn er ahmt auch nicht nur seinetwegen und für sich allein nach, sondern immer in Gesellschaft. Die Nachahmung ruft damit gerade durch das, in das soviel Stolz investiert wurde, durch die Gesellschaftlichkeit des Gattungswesens Mensch dessen Ursprung in Erinnerung.

In Jean Pauls Anwendung dieses (äffischen) Prinzips auf ein Gesellschaftsphänomen, nämlich auf die *Mode*, lautet dann das Ergebnis (als Anekdote und in doppelter Drehung) etwa so: Was „nach Haller“ zum unterscheidenden Merkmal des Menschen von dem Affen erklärt wurde, nämlich „de[r] Besitz eines Steißes“, habe für die Damen von Welt ehemals ein Nachahmungspotential entwickelt und sei zum

„sogenannten cul de Paris“ geworden. Infolge dessen „war es damals schon auf 200 Schritte weit ein Spaß und ein Spiel, eine Weltame von ihrer Äffin abzutrennen, welches jetzt viele, die ihren Buffon auswendig können, in keiner größern Nähe sich getrauen wollen als in einer zu großen“¹⁴⁸. In der Gestalt des Affen erscheint damit eine Differenz, die sich just dadurch zum Ausdruck bringt, dass sie sich im Handumdrehen in sich zusammenbricht. Wie Buffons *homo duplex* nahelegt, ist die sogenannte ‚zu große Nähe‘ des Menschen zum Kettenachbarn auch nur als ungewollter und indirekter, im Sinne Jean Pauls ironischer Effekt denkbar, der sich nicht von selbst versteht. Man hat ihn erst einmal zu erschließen, das heißt, einer Rhetorik Widerstand zu leisten, die in sonst geregelten (äffischen) Bahnen und stilvoll verläuft.

Im Spiegelverhältnis von Mensch und Affe lässt sich das so festgemachte Wechselspiel zwischen Kopie und Original schwerlich zum Stillstand bringen. Ein Grund, weshalb der Affe gerade für Romantiker zu einem beliebten literarischen Motiv wird. Der Affe ist Karikatur, eine Verzerrung und verweist zugleich auf das Wesenseigene des Menschen. [Neumann] Die literarisch-philosophischen Affengestalten lassen sich entsprechend zwischen diesen beiden Extrempunkten verorten.

144 Ebd.

145 Ebd.

146 Ebd. S. 41.

147 Ebd.

148 Jean Paul: Titan. In: Ders.: Werke. Dritter Band. Hg. v. Norbert Miller. München: Hanser 1980, S. 64 (Antrittsprogramm des Titans).

6. Die pädagogische Nachgeschichte der Naturgeschichte

Im Schnittpunkt der Pädagogik und der Naturwissenschaft haben sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – bei raschem Wandel beider Disziplinen – spezifische Strategien der Wissensvermittlung und eine entsprechende Buchproduktion entwickelt, die sowohl den Konzept- bzw. Profitwünschen der Produzenten als auch den (imaginierten) Erwartungen der Rezipienten entsprechen wollten. Das diesbezüglich entstandene Korpus von Veröffentlichungen und der anschließende Diskurs lassen sich sowohl im Hinblick auf pädagogische bzw. schulische Konzepte als auch in Bezug auf das naturwissenschaftliche Denken der Zeit untersuchen. Erst recht interessant und auch neuartig wird die Betrachtung dieser historischen Konstellation, wenn man den beiden genannten Forschungsinteressen ein drittes implementiert und den medialen Bedingungen und Spezifika der für Kinder und Jugendliche verfassten Naturgeschichten um 1800 nachgeht. In diesem Fall rückt gar nicht erst die Buch- und Verlagsgeschichte in den Mittelpunkt, vielmehr die im Schnittpunkt von Pädagogik und Naturwissenschaft eingesetzten argumentativen, text-, bild- und buchgestalterischen Strategien – allen voran das Anliegen von Autoren, eine Metapher („Buch der Natur“) zu dekonstruieren und die Grenzen des Mediums zu überschreiten.

Die Komplexität dieser Situation lässt sich gleich zu Beginn dieser Untersuchung an einem Bildbeispiel erläutern. Das Frontispiz von Chr. G. Hermanns und H. E. Maukisch' *Kleiner Naturgeschichte des Thierreichs* (1838) und dessen Bildunterschrift „Ach! welches ein schönes Buch“ fallen zwar kinderbuchhistorisch entschieden in die Rubrik ‚Biedermeier‘, bringen dennoch, sowohl was die Quellen angeht als auch, was die Bildsprache betrifft, eingespielte ältere Vorstellun-

gen und Dilemmata zum Vorschein.¹ Auf dem – künstlerisch einiges durchaus wünschen lassenden – kolorierten Titelkupfer erblickt man die als methodisches Konzept und auch als Bildsujet gängige Urszene der Reformpädagogik des späten achtzehnten Jahrhunderts: Kinder versammeln sich um eine Vater- und/oder Lehrerfigur und nehmen unter dessen Anleitung an einem Unterricht teil, der – in Interaktion zwischen Buch, Erwachsenem und Kindern – als geschickt moderiertes Wechselspiel von Lektüre und Gespräch stattfindet.² Die augenfälligen Disproportionen der Figuren – zum einen die Größenverhältnisse von Lehrer und Kindern, zum anderen die Körperverhältnisse und die Kleidung der Kinderfiguren selbst – verdeutlichen auch, dass die angestrebte Unterrichtsidylle nach wie vor Kontrollmechanismen unterworfen ist: Der in der Mitte sitzende Lehrer hat sich zu den Kindern ebenso herabgelassen, wie er ihnen durch die zentrale Sitzstellung und seine Körperübergröße weiterhin erhoben bleibt. Die Kleinen sind in ihre, historisch relativ neu entstandene Kindheit – einschließlich der familiären Intimität und des sinnlich-spielerischen Unterrichts – entlassen,³ und nehmen ihre Möglichkeiten als bizarr-kleinwüchsige Erwachsene wiederum gleichsam viel zu ernsthaft wahr.⁴ Nichtzuletzt handelt es sich hier um das Titelbild einer Naturgeschichte, was klar macht, dass die Protagonisten der Szene im genannten Buch Bilder der Natur erblicken, und dass nicht das Buch selbst, sondern dessen Gegenstände und Darstellungen es sind, die Aufmerksamkeit verdienen und Kindern Freudenrufe abzulocken haben. Dieses Buch braucht gar nicht erst als *mise en abyme* des in

1 Herrmann, Christoph Gotthilf / Maukisch, Heinrich Eduard: Kleine Naturgeschichte des Thierreichs für Kinder. Nürnberg: Zeh'sche Buchhandlung 1838.

2 Ewers macht bereits im Kontext der frühen Kinder- und Jugendliteratur darauf aufmerksam, dass die Lehrbuchproduktion zunächst aus der Alltagserfahrung hervorgeht und auf das im konkreten Erziehungsprozess stattfindende Gespräch als Modell zurückgebunden bleibt. Ewers, Hans-Heino: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Kinder und Jugendliteratur der Aufklärung. Eine Textsammlung. Stuttgart: Reclam 1980, S. 5–59, hier S. 13; als schönes Beispiel dafür vgl. die Widmung In: J.G.B.: Erzählungen aus der Naturgeschichte für Kinder. Berlin: C.G. Schöne 1796.

3 Als vielleicht bekannteste Erläuterung des Themas vgl. Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit [1960]. Übers. v. Hartmut von Hentig. München: Hanser 1975.

4 Im Unterschied zur rationalistischen Pädagogik erkennt die Aufklärungspädagogie die „spezifisch kindliche Wesensart“ (Ewers: Einleitung, S. 25) zwar an; dennoch bleibt „[d]er Umgang zwischen Kindern und Erwachsenen [...] stets auch nüchtern und distanziert“: Kinder werden „in einem unerhörten Ausmaß ernst genommen“. Ebd. S. 56.

Händen gehaltenen Lehrwerks betrachtet zu werden, will man den Titelkupfer als methodische Reflexion und Benutzungshinweis, und dessen Bildunterschrift als Signal des durchaus positiven Selbstbildes (von Autor und Gattung) auslegen. Diese Freude und diese Art von Reflexion sind bereits Topoi von Lehrwerken, deren sich auch das vorliegende Werk bedient.⁵ Dass der Blick durch solche Bilder erst recht aus dem Buch heraus und in die weite Welt führt, oder jedenfalls führen sollte, wird in dieser Illustration mit ihren hellen, leeren Fenstern, ihrer Wandkarte und generell geschlossenem Raum eher weniger veranschaulicht. Für die Entdeckung letzteren Aspektes muss man zu anderweitigen Bildern und Texten greifen und auch zeitlich etwas früher ansetzen.

6.1. Naturgeschichte als Lehrstoff

Hierzu empfiehlt es sich zunächst einiges zum Thema generell zu sagen, und vor allem einige Abgrenzungen vorzunehmen. Die für Kinder und Jugendliche verfassten Naturgeschichten gehören einerseits zur im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts immer zahlreicher werdenden Kinder- und Jugend-, bzw. Schul- und Lehrbuchliteratur, andererseits zur ebenfalls rasch anwachsenden naturwissenschaftlichen Literatur ihrer Zeit. Insofern können sie nur im größeren Kontext der Geschichte einerseits des Erziehungs- und Schulwesens, andererseits des naturwissenschaftlichen Denkens um 1800 untersucht werden (und wurden es teilweise auch).⁶ Die hier vorzunehmende *Auslese* versucht, das weite Feld pädagogisch-schulischer bzw. naturhistorischer Konzepte und Entwicklungen daraufhin zu untersuchen, was von den pädagogisch-naturwissenschaftlichen Konzepten bzw. mit welchen Konsequenzen im ihrerzeit verfügbaren medialen Rahmen umgesetzt wird. Denn die medienhistorischen Spielräume setzen den

5 . Vgl. weiter unten Georg Christian Ruffs Naturgeschichten.

6 Vgl. Schöler, Walter: Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts im 17. bis 19. Jahrhundert. Erziehungstheoretische Grundlegung und schulgeschichtliche Entwicklung. Berlin: de Gruyter 1970; Lohmann, Ingrid: „Curriculare Organisationsformen und das Problem der Einheit des Wissens an den Schulen um 1800“. Informationen zur erziehungs- und bildungshistorischen Forschung (IZEBF) 23 (1984), S. 151–162; Bonnekoh, Werner: Naturwissenschaft als Unterrichtsfach. Stellenwert und Didaktik des naturwissenschaftlichen Unterrichts zwischen 1800 und 1900. Frankfurt a.M.: Lang 1992.

Projekten zugleich Grenzen, und im Austausch zwischen zeitgenössischer Pädagogik und Naturwissenschaft bringt sich auch das Medium selbst mit zum Vorschein. Insofern wird die pädagogische Frage hier als eine *mediendidaktische*, und die wissenschaftshistorische als eine *medienarchäologische* Frage reformuliert. Dabei verdienen allen voran die Lehrwerke selbst Aufmerksamkeit. An ausgewählten Beispielen der eingesehenen ca. 100 Titel zwischen 1767 und 1850 zeigt sich nichts mehr, aber auch nichts weniger, als dass der Mensch, bei aller naturhistorisch-anthropologischer Erkundung und bei deren pädagogischer Umsetzung in anderweitigen historischen Apparaturen um 1800 auch seine Buchnatur nur bedingt überwindet.⁷

Die Naturwissenschaft (im engeren Sinne die Naturgeschichte) und die Pädagogik werden zusammengeführt, wenn man sich und auch andere davon überzeugt, dass die Naturkenntnisse zum Kernbestand des Wissenswerten gehören, bzw. dass sie auch zur Vollendung des werdenden Menschen beitragen. Die hierzu notwendigen Entwicklungen kann man bis Mitte des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen, theoretisch (in Naturgeschichte, Anthropologie und Pädagogik) und institutionell (in Wandlungen des Schulwesens) nachweisen, wobei sich ein ganzer Katalog von Themen ergibt, die sich strategisch einsetzen und argumentativ gebrauchen lassen. Die Frage, wozu die Natur für Heranwachsende gut ist, kann man *erstens* physikotheologisch beantworten, indem man die Bewunderung der Werke Gottes als weiterhin wichtig und auf junge Gemüter stabilisierend betrachtet. Naturgeschichten für Kinder und Jugendliche bedienen sich zu Beginn und – nach Abklang der Anthropologie – freilich auch später des physikotheologischen Arguments. So beruft sich J.G. Essich in seiner Naturgeschichte für Jünglinge (1790) darauf, dass die Naturgeschichte „auf das wahre Wohl der Jünglinge, welche sich den Wissenschaften weihen, einen besonders großen Einfluß“⁸ hat, denn sie er-

7 Eine Untersuchung ‚anderweitiger Apparaturen‘: Pethes, Nicolas: Zöglinge der Natur. Der literarische Menschenversuch des 18. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein 2007. Insofern ist der vorliegende Ansatz methodisch verwandt mit einigen maßgebenden historischen Analysen, wie z.B.: Kittler, Friedrich: Aufschreibesysteme 1800/1900. München: Fink 1985; Koschorke, Albrecht: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München: Fink 1999.

8 Essich, Johann Gottfried: Naturgeschichte für Jünglinge, welche sich den Wissenschaften weihen, wie auch für andere Liebhaber dieser Geschichte. In alphabe-

weitert ihre Einsichten „in göttliche und natürliche Wahrheiten“ (IV) und bestätigt „die Lehren, so ihnen die christliche Religion von dem Daseyn, von der unendlichen Hoheit und Majestät Gottes, und seiner über alles sich erstreckenden weisen und gütigen Vorsehung“ mitgeteilt hat“ (ebd.). Auch wenn es dieser Art Argumente vor allem zu Zeiten des Legitimationsdrucks auf die Naturgeschichte bedarf und sie dann zeitweise an Rang verlieren, kann Baumann auch noch 1837 hier wieder anknüpfen und „in mancher trüben Stunde“ Trost und „Lebensmuth“ durch die Betrachtung der Natur versprechen.⁹

Man kann sie *zweitens* wissensstrategisch erläutern, indem man sich gegen ältere Schultraditionen, wie z.B. gegen den lateinischen Sprachunterricht erklärt,¹⁰ indem man die Naturgeschichte als Wissenschaft der drei Reiche der Natur von anderweitigen Realienfächern, wie z.B. der Naturlehre (d.h. der Physik) absetzt,¹¹ bzw. indem man sich dafür engagiert, die Naturgeschichte aus dem höheren Studium in die unteren bis mittleren Klassen¹² bzw. in den Mädchenunterricht¹³ hinein zu verlängern. Hierbei lassen sich – schichten- und epochenspezifisch – zum einen die nutzbringenden technischen Kenntnisse

tischer Ordnung abgefaßt. Augsburg: Joseph Wolffische Buchhandlung 1790, S. III. Zu den Akzentschwankungen vgl. Andres Gebot (als Argument Nr. 10!), sein Werk als „ein physiko-theologisches Exempelbuch“ anzusehen. Andre, Christian Carl; Bechstein, Johann Matthäus: Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr für Eltern, Hofmeister und Erzieher zur Beförderung der anschauenden Erkenntnisse besonders aus dem Gebiete der Natur und Gewerbe der Haus- und Landwirtschaft. [Erster Theil]. Braunschweig: Verlag der Schulbuchhandlung 1790, S. LIII.

9 Baumann, J. / Gräfe, Heinrich: Naturgeschichte für das Volk. Ein Buch für Schule und Haus, zur Verbreitung der Erkenntniß Gottes aus seinen Werken. Luzern: Xaver Meyer 1837, S. IV; vgl. Sander, Heinrich: Oeconomische Naturgeschichte der häußlichen Thiere, für den deutschen Landmann und die Jugend. München: Johann Baptist Strobl 1785, 11.

10 Vgl. Schöler: Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts im 17. bis 19. Jahrhundert, S. 54; Lohmann 1984: Curriculare Organisationsformen und das Problem der Einheit des Wissens an den Schulen um 1800, S. 151.

11 Vgl. Roth, Albrecht Wilhelm: Abhandlung über die Art und Nothwendigkeit die Naturgeschichte auf Schulen zu behandeln. Nürnberg: George Peter Monath 1779, S. 17.

12 Ebd. S. 14, 25.

13 Vgl. Beckmann, Johann: Anfangsgründe der Naturhistorie [1767]. Frankfurt: Leipzig 1785, Vorrede S. [21].

hervorheben,¹⁴ zum anderen der Patriotismus betonen, und beides im wirtschaftlichen Nutzen des Vaterlandes als eigentliches Interessengebiet engführen. In Folge dessen behauptet sich ein guter Teil von naturhistorischen Lehrwerken als gemeinnütziges Nachschlagewerk für Schichten, die – wie der Bauer und der Handwerker – konkret mit den Werken der Natur in Berührung kommen, und gar nicht erst auf Bewunderung oder Unterhaltung beschränkt bleiben. Dies schlägt sich sowohl in Titelgebungen und Buchkonzepten als auch in Argumentationen nieder. Fürs erstere erwähnt Lohmann C.Ph. Funkes *Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften* (ab 1790), aber man kann auch andere Titel, wie z.B. Chr. C. Andres und J.M. Bechsteins *Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher. Zur Beförderung der anschauenden Erkenntnisse besonders aus dem Gebiete der Natur und Gewerbe, der Haus- und Landwirthschaft* (ebenfalls ab 1790) erwähnen. Nachlesen kann man dies bereits in J. Beckmanns recht frühen Anfangsgründen der Naturhistorie (1767), in dem bei einer relativ großen Breite von Argumenten auch erläutert wird, wie nützlich es „dem künftigen Arzte, [...] Kaufmanne, [...] Künstler, [...] Handwerker, [und] [...] Landmanne“ sei, „größere Kenntniß [...] von der Naturhistorie“¹⁵ zu besitzen. An einem späteren Punkt der schulischen Spezialisierung gelobt sich dann J.G. Trimolt in seinem Handbuch der Naturgeschichte für Deutschlands Jugend (1799), durch eine ausgewogene Koppelung naturhistorischer Informationen und „technologische[r] und ökonomische[r] Zusätze“¹⁶ besonders Bürgernkindern entgegenzukommen.

Argumente dieser Art können übrigens auch durch anderweitige Überlegungen und Topoi ergänzt werden, allen voran durch die seit

14 Die Entdeckung der Naturgeschichte passt zum Ökonomismus der aufstrebenden Bürgerlichkeit. Vgl. Schöler: *Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts*, S. 42ff; Lohmann, Ingrid: „Gott und Natur, Arbeit und Eigentum. Zur Konzeption naturwissenschaftlichen Unterrichts in der späten Aufklärung“. In: Kirchner, Dieter / Uhlig, Christa (Hrsg.): *Naturwissenschaftliche Bildung im Gesamtkonzept von schulischer Allgemeinbildung*. Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2009, S. 159–174.

15 Beckmann: *Anfangsgründe der Naturhistorie*, Vorrede S. [4].

16 Trimolt, Johann Gottlob: *Handbuch der Naturgeschichte für Deutschlands Jugend*, zunächst für die obere Klassen in Bürgerschulen und für den häuslichen Unterricht. Erster Band. Frankfurt a.M.: Behrensche Buchhandlung 1799, S. XV.

Buffon bekannte These, derzufolge man zur Kenntnis der Natur mit dem Naheliegenden zu beginnen habe.¹⁷ Fürs Vaterländische als (auch konkret) Naheliegende bietet Bechsteins Entscheidung ein schönes Beispiel, sich bei den ausländischen Tieren und Pflanzen auf „alle für uns Deutsche in technologischer, merkantilischer, ökonomischer, geographischer und andern interessanten Hinsichten“ festzulegen, dafür „von den deutschen nicht nur diejenigen [zu beschreiben], welche auf diese Art für uns merkwürdig sind, sondern alle, wie wir sie um und neben uns grünen sehen, und wovon jeder nur einigermaßen gebildete Mensch [...] wenigstens diejenigen dem Ansehen und Namen nach kennen sollte, die auf seinen Grund und Boden und in dem Umkreise seiner Spaziergänge wachsen“¹⁸. Ähnlich versichert auch Funke „der ehemals üblichen verkehrten Methode bey dem Unterricht“ mit dem „Vorzug“ entgegenzuwirken, „welchen das Vaterländische vor dem Fremden haben muß“¹⁹. Ein markantes Gegenargument führt Bertuch in seinem Bilderbuch für Kinder (1790–1830) an, indem er allein „fremde[n] und seltene[n], jedoch instructive[n] Gegenstände[n]“ zumutet, dass sie das Interesse von Kindern erwecken.²⁰ Dass der naturhistorische Patriotismus übrigens nicht mit modernem Nationalismus zu verwechseln ist, belegen Formulierungen, in denen ‚Naturgeschichte‘ eindeutig mit der Bestandsaufnahme von Fauna und Flora eines bestimmten Gebietes zusammenfällt, und die-

17 Vgl. Buffon, Georges-Louis Leclerc de: „Erste Abhandlung. Von der Art, die Historie der Natur zu erlernen und abzuhandeln“. In: Ders.: *Allgemeine Historie der Natur nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt; nebst einer Beschreibung der Naturalienkammer Sr. Majestät des Königs von Frankreich*. Ersten Theils erster Band. Hamburg und Leipzig 1750, S. 3–40, hier S. 5–6, 21;

18 Bechstein, Johann Matthäus: *Kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte der Gewächse des In- und Auslandes*. Ein Lehrbuch zum Unterricht und Hülfsmittel zum Gebrauch bey andern Wissenschaften. Erster Band. Leipzig: Siegfried Lebe- recht Crusius 1796, S. III–IV.

19 Funke, C[arl] Ph[ilipp]: *Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften*. Zweiter Band [1791]. Wien; Prag: Haas 1805, S. VIII.

20 Bertuch, Friedrich Johann Justin: *Bilderbuch für Kinder*, enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften; alle nach den besten Originalen gewählt, gestochen, und mit einer kurzen wissenschaftlichen, und den Verstandes-Kräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet. [...] Weimar: Industrie-Comptoir, Erster Band 1792, Plan, Ankündigung und Vorbericht des Werks, S.[3].

ses Hauptanliegen auch dann zutrifft, wenn dem zu untersuchenden Landstrich politische Grenzen gesetzt sind, wie z.B. im Falle von J.A. Schultes *Vaterländischer Naturgeschichte* (1799) bezüglich der „Naturgeschichte der österreichischen Monarchie“²¹.

Und schließlich darf auch das von Autoren immer wieder ausgesprochene Lob des Unterhaltungswertes nicht außer Acht gelassen werden, bei dem die pädagogischen Zielsetzungen verlagsstrategische Unterstützung erfahren. Dabei besteht natürlich auch die Möglichkeit, zum einen von der barocken Schaulust zu distanzieren und auf Erfahrungsgrundlage alles Unwirkliche abzuweisen,²² zum anderen nur so viel Spaß und Zerstreung in Lektüre und Unterricht einzuräumen, als zur Aufrechterhaltung der Aufmerksamkeit notwendig ist. Generell wird die Naturgeschichte als ein Bereich gelobt, wo dies

21 Schultes, J.A.: Über Reisen im Vaterlande zur Aufnahme der vaterländischen Naturgeschichte. An die adeliche Jugend [...]. Wien 1799, S. 2; vgl. auch Jais, Paul Aloys: Sätze aus der Tugend und Sitten-, Pflichten-, und Religions, dann Gesundheits- und Klugheitslehre; ferner aus der vaterländischen Naturgeschichte, Erwerbs- und Gewerbskunde, Naturlehre, Sternkunde und Zeitrechnung; [...]. Zweytes Bändchen. Grätz: Verlage der Herausgeber der neuen wohlfeilen Bibliothek für katholische Seelsorger und Religionsfreunde 1822.

22 Zu dieser Tendenz bei der Herausbildung des Realschulsystems Mitte des 18. Jahrhunderts vgl. Schöler: Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts, S. 50; In Flurls *Grundlinien der Naturgeschichte* (1801) wird „Naturprodukte[n]“, „die sich [...] durch ihre wunderbaren Eigenschaften in der Schöpfung auszeichnen“ (Flurl, M[athias von]: Grundlinien der Naturgeschichte. Zum Unterrichte für Schulen und den gemeinen Mann in fünf Abtheilungen. Erste Abtheilung. München: Lentner 1801, 9; Die fünfte Abtheilung erschien mit dem Untertitel: Von den Naturprodukten, welche für uns größtentheils bloß merkwürdig sind nebst einer kurzen Naturgeschichte des Menschen), nach allem Täglichen und Nützlichen (Überflüssigen und Schädlichen) lediglich eine fünfte Abteilung eingeräumt. Und Bechstein sieht es auch als seine Aufgabe (vor allem als positiven Effekt seiner Illustrationen) an, „unrichtige[n] Vorstellungen“ (Bechstein, Johann Matthäus: *Getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände in Hinsicht auf Bechsteins Kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer, Erzieher und Liebhaber der Naturgeschichte*. Erstes Hundert. Nürnberg: Kaiserlich-Königlich Privilegierte Kunst- und Buchhandlung A.O. Schneiders und Weigels 1793, S. VI) gegenzusteuern und „[d]ie Unthiere zu verdrängen, womit gewöhnlich die Kinderschriften und besonders die Naturgeschichten für Kinder verunstaltet sind“ (Bechstein, Johann Matthäus: *Kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes*. Ein Lehrbuch zum Unterricht und Hülfsmittel zum Gebrauch bey andern Wissenschaften. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. Leipzig: Siegfried Leberecht Crusius 1794, S. VII).

leicht zu bewerkstelligen ist,²³ aber in dieser Absicht werden auch im einzelnen Methoden der Präsentation überlegt. Bechsteins soeben zitierte *Getreue Abbildungen* (1793) streben die Abwechslung bekannter und unbekannter Naturgegenstände an, Funke zieht „[u]m den Vorwurf der Trockenheit [...] zu vermeiden, [...] hin und wieder auch solche Beschreibungen und Nachrichten mit hinein[...], die nicht zunächst dahin gehören“²⁴, und J.F. Schlez sieht sich in Absicht der „Verdrängung naturhistorischer Legenden“ gezwungen, „dergleichen Märchen bloß mit Stillschweigen [zu] übergehen“ – verliert doch die Naturgeschichte dadurch „manchen romantischen Zug“.²⁵

Im Rahmen der Überzeugungsarbeit für den schulischen Einsatz von Naturgeschichte kann man *drittens* auch wissenschaftsstrategisch argumentieren und Binnendifferenzierungen vornehmen, wie z.B., indem man sich gegen das Systemdenken ausspricht und den natürlichen Klassifikationssystemen vor den künstlichen den Vorzug gibt, oder umgekehrt indem man dezidiert wissenschaftliche Ansprüche stellt.

Die Autoren von Naturgeschichten für Kinder und Jugendliche sind zumeist nicht selbst Naturforscher, sondern lediglich Kompendienautoren, die Quellen benutzen, die sie je nachdem auch bekannt geben. Darüber hinaus multipliziert sich die Lehr- und Schulbuchliteratur auch dadurch, dass nicht immer die naturhistorischen Quellen, sondern die Lehrbuchautoren selbst wieder abgeschrieben und miteinander kombiniert werden.²⁶ Dabei begegnen sich pädagogische Konzepte und wissenschaftliche Systeme, und es kommt auf den jeweiligen Anspruch an, ob zugunsten der Reform-(Pädagogik) oder der Wissen-

23 Vgl. Goeze, Johann August Ephraim: *Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere in angenehmen Geschichten für allerley Leser, vorzüglich für die Jugend*. Erster Band. Leipzig: Weidmannsche Buchhandlung 1791, 1; Flurl: *Grundlinien der Naturgeschichte*, S. 5–6.

24 Funke, C[arl] Ph[ilipp]: *Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften*. Dritter Band [1792]. Wien; Prag: Haas 1805, S. III.

25 Schlez, Johann Ferdinand: *Gemeinfaßlich geordnete und gemeinnützige Naturgeschichte für unkundige Liebhaber derselben und für die erwachsenere Jugend*. Erste Hälfte. Heilbronn am Neckar; Rothenburg ob der Tauber: Julius Alexander Claß 1804, S. VI.

26 Vgl. ebd., S. IV–V.

schaft entschieden wird. J.A.E. Goeze entscheidet sich in seiner Europäischen Fauna (1791) z.B. für Linné und muss sich entschuldigen, wenn dadurch „zuweilen ähnliche Gattungen getrennt, in verschiedene Ordnungen gestellt, und unähnliche wieder in Eine Ordnung aufgenommen werden“²⁷. Das Dilemma systematische vs. „natürliche Eintheilung“²⁸ betrifft natürlich die Reihenfolge der Darstellung der einzelnen Naturreiche bzw. -gegenstände, deren Bestimmung den gelehrten Naturgeschichten oft entgegenläuft und Selbsterklärungen notwendig macht, in denen die Fassungskraft des Kindes ebenso zum Zuge kommt,²⁹ wie der Anspruch auf Sichtbarkeit.³⁰ Damit eng

27 Goeze: Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere, S. 6; Funke verzichtet umgekehrt auf die „systematische Eintheilung“ und verspricht eine „mehr willkürliche Ordnung“. Funke, C[arl] Ph[ilipp]: Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften. Erster Band [1790]. Wien; Prag: Haas 1805, S. VIII. ein Versprechen, das seinen Rezensenten nicht von Vorwürfen zurückhält. Vgl. Allgemeine Deutsche Bibliothek. 1791. Bd. 97, Stück 2, S. 467–468) durch ein zusätzliches Werk für Studierende aufzukommen. J.H. Meynier erklärt in seiner Unterhaltenden Naturgeschichte (1825), sich „an kein gangbares System strenge gebunden“ zu haben, denn: „Was können sich z.B. Kinder für Geschöpfe unter Thieren mit Pferdegebiss, oder unter Pedimanen, Dipigraden, Pantigraden denken?“ (Iselin, L.K. [=Meynier, Johann Heinrich]: Unterhaltende Naturgeschichte für die Jugend [1825]. Zweite Auflage. Nürnberg: Bauer und Raspe 1827, 5) Umgekehrt deklariert J.E. Reider in seiner Naturgeschichte für die Jugend und zum Selbstunterrichte (1826), zwischen den „größern gelehrten Werken über gesammte Naturgeschichte“ und dem „kleinern vorläufigen Unterricht“ (Reider, Jakob Ernst von: Naturgeschichte für die Jugend und zum Selbstunterrichte. Nürnberg; Leipzig: Conrad Heinrich Zeh 1826, Bd. 1, III) ein Lehrwerk dazwischenzuschieben, das die Vorzüge einer wissenschaftlich-systematischen Darstellung, und genügender Vollständigkeit“ (S. IV) aufweist, und insbesondere in Hinsicht auf den Selbstunterricht mehr Erfolg verspricht als durch die „gewöhnlichen [naturhistorischen E.H.] Unterhaltungen“ (ebd.) ermöglicht wird; Vgl. noch Schöler: Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts, S. 60).

28 Iselin: Unterhaltende Naturgeschichte für die Jugend, S. 5; das Beispiel zeigt, dass die Konzentration auf die vaterländische Naturgeschichte eine Differenzierung zwischen in- und ausländischen Naturgegenständen begründen kann, die durch kein System anerkannt werden würde.

29 Vgl. Goeze: Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere, Bd. 1, 1791, S. 1; Schlez, Johann Ferdinand: Handbuch für Volksschullehrer, enthaltend den Denkfreud mit einem reichen Vorrathe von Zugaben für den Schulgebrauch [1820]. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. II. Band. Des Denkfreundes vierter Abschnitt. Gießen: Georg Friedrich Heyer 1830, S. IV.

30 Denn bei aller Einschränkung muss doch das Dargestellte die Fähigkeit haben, „für den Liebhaber der Naturgeschichte mehr, als jenes [etwa das Linnésche „Sexualsystem“ E.H.] in die Augen zu springen“. Vgl. Schlez, Johann Ferdinand: Gemein-

benachbart und dennoch disziplinär anderweitig verbunden können alledem *viertens* natürlich auch zahlreiche pädagogische Argumente hinzugefügt werden, allen voran das spätestens seit dem Philanthropismus maßgebende Streben nach anschaulichem und lebensnahem Unterricht.³¹ Darüber hinaus ist die Bereitstellung des Lehrmaterials immer auch eine Frage der Altersklasse und des Schultyps, denen die Naturgeschichten ebenso entsprechen wollen wie sie an deren Erfordernissen ihrerseits Änderungen vornehmen.³² *Fünstens* darf auch der kommerzielle Aspekt des Bücherschaffens, die Frage der Kauf- und Verkaufbarkeit nie außer Acht gelassen werden, sie wird im vorliegenden Kontext umgekehrt zu einem dezidiert zur Sprache zu bringenden Problem des Zusammenhangs von Methode, Illustrationen und „Wohlfelheit“³³.

All diese Argumente für die Naturgeschichte und deren institutionelle Übertragung können einander gegenseitig stärken (oder auch schwächen), und es lassen sich dabei natürlich je nach Autor, Werk

faßlich geordnete und gemeinnützige Naturgeschichte für unkundige Liebhaber derselben und für die erwachsenere Jugend. Zweite und letzte Hälfte. Rothenburg ob der Tauber: Julius Alexander Claß 1807, S. II.

31 Andre und Bechstein berufen sich explizit darauf, dass die Unterrichtsmethoden der „anschauenden Erkenntniß“. Andre / Bechstein: Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr, [Erster Theil], S. XXII) „fast vollständig eine Lücke im gesammten Unterrichts-Plan eines Kindes aus[zu]füllen“ (Ebd. S. XXIV) haben.

32 Beispielhaft entwirft z.B. Flurl die „stufenweise Folge“ der Lehrgegenstände nach Bekanntheit, Bedürfnis, Luxus, Schädlichkeit und Besonderheit. Flurl: Grundlinien der Naturgeschichte, 7–9; Bechstein differenziert zwischen Dorf- und Bürgerschulen bzw. Gymnasien und Erziehungsanstalten (Kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte der Gewächse, S. VII); Trimolt zwischen Bürger- und gelehrten Schulen (Handbuch der Naturgeschichte für Deutschlands Jugend, XIV); Schlez zwischen Raff, Bechstein und sich selbst im Hinblick auf die Zielklassen: Kinder, Jugendliche mit Ausrichtung aufs Studium und Bürgerliche. Ders.: Gemeinfaßlich geordnete und gemeinnützige Naturgeschichte, S. III–IV.

33 Funke ist sich dessen bewusst, dass die Naturgeschichte „in unsern Tagen durch eine Art von Luxus – eine natürliche Frucht der höhern Kultur – ein weitläufiges und kostbares Studium“ geworden ist, und verspricht „ein verhältnißmäßig wohlfeiles Werk“. Funke: Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften. Erster Band, S. VI; „Eigene Kupfer habe ich bey diesem Werke für sehr entbehrlich gehalten“, schreibt Goeze, „[w]arum sollte ich den Preis desselben steigern, da hier lauter Thiere vorkommen, die wohl nicht leicht einem europäischen Auge entgangen sind.“ Goeze: Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere, Bd. 1, S. 5–6.

und Schulbezug verschiedene Akzentsetzungen beobachten. Die Signifikanz und der Aufbau von Argumentationsführungen wandeln sich mit der Zeit selbst innerhalb der gesichteten Periode wesentlich.³⁴

6.2. Das Buch der Natur

Mit diesen Argumenten hängen auch die medialen Konsequenzen und Effekte der unterrichtsmäßigen bzw. schulischen Zuwendung zur Naturgeschichte zusammen. Will man sie und nur sie hervorkehren, so muss im ersten Schritt vom durchaus Bekannten und dennoch Naheliegenden ausgegangen werden. Es handelt sich um die im Philantropismus beliebt gewordene Methode, den Unterricht gesprächsweise und mit dem Gestus einer dezidierten Abwendung vom Buch zu entwerfen und dies in Form *inszenierter Dialoge* mit vorzugeben. Vorbildlich sind in diesem Fall G. Chr. Raffs *Naturgeschichte für Kinder* (1778) bzw. *Dialogen für Kinder* (1779), in denen der für Raff charakteristische – in der *Geographie für Kinder* (1776) zuerst erprobte – kindlich-kindische Konversationsstil perfektioniert wird. Es waren gerade dieser Stil und die Fiktion des „lebendige[n] Unterricht[s]“³⁵, die zur anhaltenden Beliebtheit Raffs und auch zur daran sich sogleich entzündenden Kritik geführt haben.³⁶ Und dennoch kann man *erstens* in Raffs Instruktionen zur Handhabung des Lehrwerks, *zweitens* im Wandel seines Verfahrens und *drittens* in seinem dem fiktiven Dialog eingeschriebenen Rückbezug auf das Buch als Medium auch eine gegenläufige Tendenz beobachten, und gerade sie ist es die hier interessiert.

34 Beides ändert sich z.B. auch insofern, als Vorreden nach der Etablierungsphase und bei wachsender Curricularisierung überflüssig werden.

35 Raff, Georg Christian / Buse, Gerhard Heinrich: Wissenschaftliche Dialoge für Kinder von acht bis vierzehn Jahren. Neue, nach dem Tode des Verfassers umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Göttingen: Johann Christian Dieterich 1797, S. XII (Vorrede von Buse); Funke: Naturgeschichte und Technologie, Dritter Band, V.

36 Vgl. [Anonym]: „Naturgeschichte für Kinder von M. George Christian Raff, [...]“. Fünfte verbesserte Auflage mit 14. Kupfertafeln. Göttingen 1786. [...]“. Braunschweigisches Journal. Fünftes Stück. Mai 1788, S. 92–94; Als später Rückblick: Reider: Naturgeschichte für die Jugend und zum Selbstunterrichte, Bd. 1, V; Schinz, H[einrich] R[udolf]: Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere. Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche entworfen, und mit Berücksichtigung für den Unterricht der Jugend bearbeitet. Zürich: Brodtmann's lithographische Kunstanstalt 1827, S. IV.

Denn Raff gibt *erstens* relativ genau vor, mit welchen Altersklassen der Lehrer wie umzugehen hat und nimmt das Mündliche bei fortschreitender Alphabetisierung zugunsten der durch die Kinder zu bewerkstellenden Lektüre ebenso zurück, wie er dem Lehrer die zunehmende Nutzung der in den Anmerkungen angeführten gelehrten Naturgeschichten vorschlägt. Womit bereits ein deutlicher Schritt zurück zum scheinbar überwundenen, liegengelassenen Buch getan ist. *Zweitens* ist auch und gerade im berühmten „dialogischen Thon“³⁷ zunehmende Zurückhaltung zu beobachten: Hat Raffs *Geographie für Kinder* noch eine Lehrsituation inszeniert, in der Kinder namhaft gemacht werden, so operiert die *Naturgeschichte* bereits mit anonymen und im Text nur bedingt kenntlich gemachten Kinderstimmen. Ein Stilwandel, der in der durch G.H. Buse überarbeiteten postumen Neuauflage der Dialoge ganz offensichtlich wird: Dem nunmehr *Wissenschaftlichen Dialoge für Kinder* (1797) genannten Werk gesteht der Herausgeber nicht nur neue Materialien, erhöhte Systematik und Eignung für ein „reiferes Alter“³⁸ zu – „Für kleine Kinder sind daher diese Dialogen nicht geschrieben.“ (ebd.) –, er stimmt auch „den Ton des Vortrages einige Noten höher“³⁹, wodurch nicht nur die Zielgruppe älter, sondern auch der fingierte Dialog, der [zu] ~~ursprünglich aus~~ realen Unterhaltungen resultierte und zu dergleichen Anlass bieten sollte, in simple Buchlektüre – einer nunmehr „natürliche[n] Gesprächsform“⁴⁰ – verwandelt wird.

Dieser Wandel im Stil (und später im Konzept) bestätigt *drittens* die Art und Weise, wie das Buch selbst und dessen Benutzung im Rahmen der Dialoge immer wieder zum Vorschein kommt und gleichsam mit in Szene gesetzt wird. „Was Neues für euch, Liebe Kinder! Ein Buch

37 „Ich habe [...] den dialogischen Thon wieder gewählt, wie in meiner Kindergeschichte, aber keine Kinder genant. Bald rede ich mit den Kindern; bald reden sie mit mir. Itzt redet ein Kind oder ich mit einem Thier, izt lassen wir das Thier seine Geschichte selbst hersagen. Nun gehen wir spazieren, und suchen Pflanzen, Thiere und Steine auf; nun schiffen wir in dem weiten Meer herum, und sehen Seehunde und Walfische fangen.“ Raff, Georg Christian: *Naturgeschichte für Kinder* [1778]. Göttingen: Johann Christian Dieterich 1781, Vorrede S. [I].

38 Raff / Buse 1797, S. XI.

39 Ebd.

40 Ebd. S. X; der Vorspann zum Kapitel über Naturgeschichte ist z.B. komplett umformuliert. Auch die weiter unten zu behandelnden Buchreflexionen werden eliminiert. Vgl. S. 50–57.

mit Bildern von allerhand kleinen und großen Thieren, von Bäumen, Pflanzen und Kräutern, und vielen andern Dingen aus der Naturgeschichte. – Blättert einmal darin.“ So fängt Ruffs *Naturgeschichte* an, und die Kinder erwidern auch sogleich: „Ach das ist ein schönes Buch! So ein Buch haben wir uns schon lange gewünscht.“⁴¹ Auch wenn hier Anweisungen zum Gespräch, zum Erzählen und nicht zuletzt zum Gang in den Garten gegeben werden, bleibt die Freude über das Buch und deren Bedeutsamkeit dennoch durchaus präsent: „Ei was dachtest du wol gestern, liebe Christine“, heißt es in den *Dialogen für Kinder*, „da Sie [die lieben Eltern, E.H.] uns Ruffs Naturgeschichte für Kinder schenkten? Ich weinte für Freuden [...]“⁴². Aus dem Lob der Eltern und Gottes wird in diesem Werk ein Reigen von Geschichten, die durch die Kinderprotagonisten – wohl bei Raff – gelesen wurden und in der Fiktion nun der Reihe nach erzählt d.h. durch den Leser der Dialoge wieder vergegenwärtigt werden. Man bewegt sich im Kreise, geht fort, um da – ‚fort und da‘ – immer wieder das Buch vorzufinden: „Zuweilen gehen wir spaziren, fahren auf einem Wagen oder in einer Kutsche, hören die Vögel singen, sehen auf den Feldern und in den Gärten arbeiten etc. [...] Nun gehen wir vergnügt nach Hause, freuen uns, und lesen wieder in unsern Büchern.“⁴³

Die hier angedeutete Zurücknahme sonst radikaler pädagogischer Grundsätze geht auf ein Paradoxon zurück, mit dem sich die naturhistorischen Lehrwerke im späten 18. Jahrhundert durchaus konfrontiert sehen. Kaum, dass man überhaupt angefangen hat, derlei Werke zu schreiben, muss man zugeben und methodisch reflektieren, dass sich die eigentlichen Gegenstände des Unterrichts außerhalb des Lehrzimmers, gleichsam direkt vor der Tür befinden, und dass das Buch, das sich mit ihnen beschäftigt, eigentlich den Auftrag erfüllen sollte, sich selbst nicht erst *nach*, sondern bereits *vor* der Wissensübertragung überflüssig zu machen. Schön demonstrieren dies Chr. C. Andres und J.M. Bechsteins *Gemeinnützige Spaziergänge* (1790–97), in deren erstem Teil sofort klar gemacht wird, daß das Buch „nicht eigentlich dazu eingerichtet sey, es Kindern in die Hände zu geben, oder es

41 Raff: *Naturgeschichte für Kinder*, 1781, S. 1.

42 Raff, Georg Christian: *Dialogen für Kinder*. Göttingen: Johann Christian Dietrich 1779, S. 52.

43 Raff, Georg Christian: *Geographie für Kinder zum Gebrauch auf Schulen* [1776]. Tübingen: Chr. Gottl. Frank und Wilh. Heinr. Schramm 1786, S. 3–4.

von denselben der Reihe nach, von Anfang bis zu Ende durchlesen zu lassen“⁴⁴. Mag auch das Handbuch des Lehrers, so C. Ph. Funkes *Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften* (ab 1790), einem Schüler in die Hände [...] gerathe[n]“, so darf er „ein solches Buch nicht mit in die Lehrstunde selbst bringen, und während des Vortrags darin lesen“. Denn „[d]urch die Kraft seines Geistes wird erst der todte Buchstabe der Schrift beseelt“⁴⁵. Dem Lehrer gebührt dabei die Aufgabe, zwecks „anschauer Erkenntniß“⁴⁶ es soweit mit den zu vermittelnden Kenntnissen zu bringen, dass er seine Zöglinge auch selbst ohne das Hilfswerk in die Natur hinauszuführen vermag. Die betreffenden Naturschauplätze muss er „mit der Beschreibung in der Hand“⁴⁷ schon vorher durchforstet haben und kann „für den Nothfall das Buch freilich in der Tasche“⁴⁸ bei sich führen.⁴⁹

Zu diesem, den Üblichkeiten des Unterrichts und den Regeln des Mediums gegenläufigen, rousseauistischen Vorhaben kommt dann eben auch ein weiteres Moment hinzu. Über die pädagogisch begründete Altersspezifik – die *Gemeinnützigen Spaziergänge* sind für Kinder vom „5ten Jahre [...] bis zum 10ten, 12ten Jahre“ (XIII) konzipiert – und das philanthropistische Programm der „Versinnlichung“⁵⁰ hinaus wird hier nämlich auch klar, dass es erst recht das Gebiet der Naturgeschichte ist, auf dem man mit einem solchen Anliegen – wenigstens was die *vaterländische* Naturgeschichte angeht – offene Türen einrennt. Denn im Falle, dass der Lehrstoff Naturobjekte sind, braucht man nur auf das Offensichtliche aufmerksam zu machen und tut am besten, wenn

44 Andre / Bechstein: *Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr*, [Erster Theil], S. X.

45 Funke, C[arl] Ph[ilipp]: *Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften*. Erster Band [1790]. Wien; Prag: Haas 1805, S. VIII.

46 Andre / Bechstein: *Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr*, [Erster Theil], S. XI.

47 Ebd.

48 Ebd., S. XLIX.

49 Selbst Eltern können sich zu Lehrern ausbilden. Vgl. ebd. S. XXI; „[W]eil auch oft Erwachsene in diesen Theilen der Wissenschaften noch Kinder zu benennen sind“. [Anonym]: *Empfehlende Naturgeschichte für Kinder*. Wertheim; Leipzig 1787, S. 7–8.

50 Ebd., S. XXV.

man sie – z.B. die Gewächse, wenigstens in Bürgerschulen, wie Funke vorschlägt – einfach „in natura vorzeigt“⁵¹. Objekte, „die ja in der Natur selbst zu schauen sind“⁵², sprechen vor aller schulpädagogischer Begründung gleichsam für sich. Dabei schließt der erwünschte Umgang mit der Natur – in Abwendung vom Nützlichkeitsprinzip der Reformpädagogik – auch deren industrielle Verarbeitung nicht zwingend mit ein: man kann einfach gehen und sehen, und muss statt Nutzung den Merkmalskatalog des Naturwissenschaftlers als Repräsentanten einer neuen und autonomen Disziplin durchgehen.

Aus letzterem folgt natürlich auch, dass die Selbstverständlichkeit – wenn man will, die Transparenz –, mit der die Natur aufwartet, etwas ist, zu dem sich richtig zu verhalten erst gelernt werden muss. Denn einerseits ist man in Verlegenheit, wenn es darum geht, z.B. Kindern auf dem Lande Sachen vor Augen zu führen, mit denen sie eh zusammenleben – „Ihr lebet freylich immer mitten in der Natur“⁵³, schreibt H. Sander in seiner *Oeconomischen Naturgeschichte* (1785) –, und andererseits setzt die neue Wissenschaft der Natur ihre Bewusstseinsarbeit gerade damit fort, dass sie dem ungelehrten Publikum – die Eltern mit eingerechnet – eine anerzogene „Kaltblütigkeit bey Betrachtung der Natur“⁵⁴ vorhält, die es erst zu überwinden gilt. Sollte man diesbezüglich Widerstand leisten, so J. Beckmann bereits 1767, und „die erste Generation [falsch E.H.] urtheilen“, so ist man sich sicher, dass „hernach [...] die Naturhistorie schon für sich selbst das Wort“⁵⁵ reden wird.

51 ... und hierzu auch „eine kleine Kräutersammlung“ anlegt. Funke, Carl Philipp: *Naturgeschichte und Technologie, Zweiter Band* [1791]. Wien; Prag: Haas 1805, S. XIII.

52 Andre / Bechstein: Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr, [Erster Theil], S. LV; so wird man übrigens auch „kostbarer Kupferwerke ziemlich entbehren können“ (ebd.) – wenigstens, so lange man Gegenstände der vaterländischen Naturgeschichte behandelt.

53 Sander: *Oeconomische Naturgeschichte der häußlichen Thiere, für den deutschen Landmann und die Jugend*, S. 2.

54 Neide, Johann Georg Christoph: *Briefe für Kinder über die Werke der Natur. Erste Sammlung*. Leipzig; Göttingen: Schwickertscher Verlag 1783, S. 2.

55 Beckmann: *Anfangsgründe der Naturhistorie, Vorrede*, S. [20].

6.3. Der pädagogische Kompromiss

Die Betrachtung der Natur und die erforderliche Unmittelbarkeit ist jedoch ein Wunsch, der an ausgewählten Schulen zwar erfüllt wird, aber schulstrategisch weder realistisch noch langfristig angebracht ist. (Denn wer wird bei wachsender staatlicher Kontrolle eine Schule befördern, die außerhalb ihrer eigenen Mauern arbeitet?) Und auch bei zunehmenden Kenntnissen – über den landesüblichen Kräutergarten hinaus – kann diesem Anspruch nicht entsprochen werden. Hier wartet die entstehende Lehrmaterialproduktion – inner- und außerhalb der Grenzen des Mediums Buch – mit ihrem Angebot von Ersatzmöglichkeiten auf.

Selbst die unsensationellen Problemlösungen zeigen, *erstens*, wie man sich bemüht, sich gewissermaßen an den (Außen-)Grenzen des Buches zu positionieren. Stellt der Dialog die vielleicht gelungenste literarische Methode dar, Abstand zum Gedruckten zu simulieren, so kommen ihm auch weitere Praktiken nach. Am Naheliegendsten sind die als Briefe verfassten Werke,⁵⁶ und generell alles, was sich in der Tradition Ruffs in persönlichem Ton an junge Leser und Leserinnen wendet.⁵⁷ Ein weiterer, für die Naturgeschichten mit Nutzenwendung so gut wie selbstverständlicher Griff, das Buch an die Natur zu binden (und es dann doch nicht wirklich zu tun), sind Kalender, entweder, indem man den Lehrinhalt mit dessen zeitlicher Reorganisation nach Jahres- und Reifezeiten als Anhang ergänzt, oder, indem man das Buch komplett als Naturkalender gestaltet.⁵⁸ Und zu den Versuchen dieser Art gehören natürlich auch die etwas faderen Lehrmethoden, wie die Gestaltung als alphabetisch geordnetes Handbuch,⁵⁹ die Zur-

56 Vgl. Neide: *Briefe für Kinder über die Werke der Natur*.

57 Vgl. Goeze 1791: *Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere. Erster Band, Einleitung*, S. 1–6; J.G.B. : *Anrede an meine jungen Leser*. In: [Ders.]: *Erzählungen aus der Naturgeschichte für Kinder*, S. [9–12].

58 Vgl. Bechstein, Johann Matthäus: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen. Ein Handbuch zur deutlicheren und vollständigeren Selbstbelehrung besonders für Forstmänner, Jugendlehrer und Oekonomen. Erster Band*. Leipzig: Siegfried Leberecht Crusius 1789, S.789ff.

59 Vgl. Essich: *Naturgeschichte für Jünglinge*.

verfügungstellung leicht erlernbarer Auszüge und Leitfaden,⁶⁰ oder gar Natur-Katekismen.⁶¹

Der pädagogische Kompromiss, der den Rückzug aus der Natur erzwingt,⁶² gibt aber *zweitens* auch zur Entwicklung von anschaulicheren Ersatzmitteln, ganz besonders zur Verbildlichung Anlass. J.B. Basedows *Elementarbuch* (1770) – das Vorbild zahlreicher späterer methodischer Zugriffe – ist als Bildbeschreibung verfasst, und als Lektüre auf deren ständige Unterbrechung und überhaupt aufs Sehen ausgerichtet.⁶³ Basedow hat übrigens auch zur Anlegung und methodischem Aufbau von „Schulcabinet[en]“, Realiensammlungen für den Unterricht einen Vorschlag entwickelt, dem ebenfalls vielfach gefolgt wurde. Mag hier die Ergänzung des Doppels von Text und Bild durchs Kabinet ein trianguläres Verhältnis andeuten, so greift das Dreieck von Sammlung, Abbildung und Buch nicht wirklich durch. Die Räumlichkeiten, in denen – im Zeichen zunächst der Reformpädagogik und später der visuellen Kultur des 19. Jahrhunderts – scheinbar ‚die Natur‘ selbst aufwartet, führen eigentlich auch nur Abbilder (Präparate, Apparaturen, Installationen) vor Augen, die als solche nicht weniger als die Illustrationen selbst erst richtig gesehen werden müssen und als solche auf den schriftlichen Text bzw. die mündliche Erklärung

angewiesen bleiben.⁶⁴ Und zu dieser methodischen Konsequenz – mag sie erkannt oder übersehen werden – kommt im Schulalltag auch der finanzielle „Nothfall[]“ hinzu: im Fall nämlich, wenn „verschiedene von den genannten Dingen [die für die Sammlung gedacht waren E.H.] weggelassen, oder Sachen in Modelle, Modelle in Abbildungen verwandelt werden müssen“⁶⁵, und der Lehrer sich letztendlich doch noch mit Büchern behelfen muss.

Aus diesem Grund kommt die Verschul(räumlich)ung der naturhistorischen Erfahrungsvermittlung immer noch mit dem Bild am besten aus. Und dieses bietet auch sonst gute Strategien, aus der medialen Not eine Ehre zu machen. Ein weiteres gutes Beispiel dafür ist J. S. Stoy's *Bilder-Akademie für die Jugend* (1784), die sich zwar bei einer Art biblisch-theologisch motiviertem Enzyklopädismus weitaus nicht auf die Naturgeschichte beschränkt,⁶⁶ sich jedoch gerade in der Wissensvielfalt der Vorteile des Bildes bedient. Stoy's Konzept ist, „[a]n die biblische Geschichte [...] durch eine meist ganz natürliche Verbindung[,] alles [anzuketten], was man der Jugend, vornehmlich in den ersten zwölf Jahren, aus allen Theilen der Wissenschaften und [...] Handlungen der Menschen zu sagen hat“⁶⁷. Dies erfolgt, indem in der Mitte der Seite eine biblische Szene und um sie herum weitere kleinere Kupferstiche mit verwandten Themen aus verschiedenen Wissensbereichen

60 Vgl. Funke [1790] 1805: *Naturgeschichte und Technologie*. Erster Band, S. VII; Trimol: *Handbuch der Naturgeschichte für Deutschlands Jugend*, S. VI.

61 [Anonym]: *Naturgeschichte zum Gebrauche der Jugend*. Landshut: Hagen [1775]; [Anonym]: *Empfehlende Naturgeschichte für Kinder*. Wertheim; Leipzig 1787; [Pletsch, Oscar; Belloc, Louise Swanton]: *Kleine Naturgeschichte und Naturlehre für die Jugend über alle Gegenstände der Natur wie sie auf der Erde gefunden werden, wachsen, leben und erfunden worden sind*. München: Lindauersche Verlagshandlung 1831.

62 Vgl. Andre / Bechstein: *Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr*, [Erster Theil], S. XXI.

63 Vgl. Basedow, Johann Bernhard: *Des Elementarbuches für die Jugend und für ihre Lehrer und Freunde in gesitteten Ständen Erstes Stück*. Altona; Bremen 1770, III, S. 1ff; Die Aufgabe besteht laut Andre / Bechstein darin, „die Objekte, von denen die Rede ist, allezeit selbst vor die Sinne zu bringen, um, wo möglich, theils Abweichungen vom gedruckten Commentar, theils Eigenheiten aufzufinden, von welchen dieser gar nichts enthält“. Bei Kindern sieht man dann auch, „wie reich ihr Blick ist, wie sie Dinge entdecken, die uns auf immer entschlüpft seyn würden“. Andre / Bechstein: *Gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr*, [Erster Theil], S. XIV.

64 Vgl. Schmitt, Hanno: *Vernunft und Menschlichkeit. Studien zur philanthropischen Erziehungsbewegung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2007, 225–243; Becker, Christoph: *Vom Raritäten-Kabinet zur Sammlung als Institution: Sammeln und Ordnen im Zeitalter der Aufklärung*. Egelsbach u.a.: Hänsel-Hohenhausen 1996, S. 103–117.

65 Basedow, Johann Bernhard: „Ausführlicher Vorschlag zur Anlegung eines Schulcabinetts“. In: Ders.: *Vorschlag und Nachricht von bevorstehender Verbesserung des Schulwesens durch das Elementarwerk durch Schulcabinette, Educationshandlung und ein elementarisches Institut*. Altona; Bremen 1770, S. 45–68, 66–67.

66 Vgl. Heesen, Anke te: *Der Weltkasten. Die Geschichte einer Bildenzyklopädie aus dem 18. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein 1997, für vorliegenden Zusammenhang S. 85–90.

67 Stoy, Johann Sigmund: *Bilder-Akademie für die Jugend. Abbildung und Beschreibung der vornehmsten Gegenstände der iugendlichen Aufmerksamkeit – aus der biblischen und Profangeschichte, aus dem gemeinen Leben, dem Naturreiche und den Berufsgeschäften, aus der heidnischen Götter- und Alterthums-Lehre, aus den besten Sammlungen guter Fabeln und moralischer Erzählungen – nebst einem Auszuge aus Herrn Basedows Elementarwerke. In vier und funfzig Kupfertafeln und zwey Bänden*. Nürnberg: gedruckt [...] bei dem Verfasser 1784, Erster Band, S. 11.

platziert werden. Vom Konzept her verweist eines der umgebenden Bilder auf die Naturgeschichte, derart, dass z.B. auf der vierten Tafel, die die Geschichte Kains und Abels zum Hauptthema hat, „der vornehmste Würger der Menschen unter den Thieren“, das „Krokodill“⁶⁸ beigefügt wird. Mag hier des öfteren die Willkür des Autors allzu deutlich walten und bedenklich sein, inwieweit sich „die Nebenvorstellungen zur Hauptvorstellung schicken“⁶⁹, so ist – über zahlreiche andere Anwendungen hinaus, die Stoy aufzählt – die durch die Bildkonstellation ermöglichte „Combination der Vorstellungen“⁷⁰ sicher ein Mittel, einen besonderen „Geist der Ordnung“⁷¹ in Kinderköpfen zu stiften. Die zusätzlichen Effekte der synchronen Zusammenschau mehrerer Abbildungen sowie die Komprimierung mehrerer Objekte in einem Bild⁷² darf man auch dann nicht außer Acht lassen, wenn sie verlegerische Gründe haben und als solche eigentlich übersehen werden könnten.

Die bewusste Nutzung solcher Vorteile macht sich jedenfalls auch andernorts bemerkbar, z.B. im Fall, wenn J. G. Trimolt in seinem *Handbuch der Naturgeschichte für Deutschlands Jugend* (1799) „[a]uf jeder Tafel ein[en] bekannt[en] Gegenstand zum Maaßstabe [anführt], so daß das Kind bei der Vergleichung[] augenblicklich sehen kann, um wie viel größer oder kleiner die unbekannteren sind“⁷³. Und der selben medialen Selbsthilfekonvention verpflichtet – wenngleich viel später – vermerkt dann J.E. Gailer in seinem *Wunderbuch für die reifere Jugend* (1839), dass nur alles darauf ankommt, „geordnete Bildwerke“ zu präsentieren, wobei man nur darauf zu achten hat, dass „das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Nöthige von dem Ueberflüssigen und Entbehrlichen, das Interessante von dem wenig oder gar nicht Anziehenden und Faden, das Zweckmäßige von dem außer dem vorgesteckten Kreise Liegenden, das Lehrreiche von dem Gehaltlosen“ unterschieden wird. Denn „[n]ach dem Münster in Straßburg,

68 Stoy: „Zusammenhang der Vorstellungen“. In: Ders.: Bilder-Akademie. Zweiter Band. Anhang, S. III.

69 Stoy: Bilder-Akademie. Erster Band, Anweisung, S. 15.

70 Ebd., S. 9.

71 Ebd., S. 11.

72 Vgl. Hessen 1997, S. 86.

73 Trimolt: Trimolt, Johann Gottlob: Handbuch der Naturgeschichte für Deutschlands Jugend, S. XIII.

nach Gustav Adolph's Tod [...] [etwa] eine Schildkröte vor[zustellen]“ sei „gegen allen Schicklichkeitssinn“⁷⁴. Einen solchen Einspruch hat übrigens bereits auch Fr.J.J. Bertuch in seinem *Bilderbuch für Kinder* (1790–1830) erhoben und Basedow und Stoy vorgehalten, dass das Zusammendrängen vieler Gegenstände auf einer Tafel nur „die Imagination des Kindes“⁷⁵ verwirrt. Nichtsdestotrotz plädiert Bertuch mit dem Argument der Aufrechterhaltung der kindlichen Aufmerksamkeit für „die krellste und bunte Mischung der Gegenstände“⁷⁶ und steuert dem dadurch veranlassten „bilderreiche[n] Chaos“⁷⁷ nur mit Nummerierungen entgegen, die nicht die Kinder, sondern ihre Lehrer wahrzunehmen und für die Ordnung ihres Unterrichts einzusetzen haben.

Den Zweck der Veranschaulichung, die Bebilderung der Phantasie kann man *drittens* auch auf eine andere Art und Weise umsetzen. Man kann die Grenzen des Buches zu transzendieren versuchen, indem man z.B. anderweitige Aktivitäten, als die, die sich mit der Lektüre und dem Besehen von Bildern verbinden, in Vorschlag bringt. Zum kreativen – und natürlich auch immer altersbedingten – Umgang mit dem Buch gehört z.B., wenn Bechstein „[d]en Kindern eine angenehme, und lehrreiche Unterhaltung im Illuminieren zu besorgen“ verspricht und die Möglichkeit dessen würdigt, „daß sie die beygelegten schwarzen Abdrücke nach den illuminierten Mustern ausmahlen“⁷⁸ können. Desgleichen schlägt auch Bertuch vor, „die Kupfer heraus[zunehmen], die schwarzen [zu] illuminiren, auf Pappendeckel auf[zuziehen], den Text hinten auf den Rücken der Kupfer [zu] kleistern“,

74 Gailer, J[acob] E[berhard]: Wunderbuch für die reifere Jugend. Mit 36 Abbildungen. Stuttgart: Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung 1839, S. III.

75 Bertuch: Bilderbuch für Kinder, Plan, Ankündigung und Vorbericht des Werks, S. [2].

76 Ebd., S. [5].

77 Ebd., S. [6].

78 Bechstein, Johann Matthäus: Kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte der Gewächse des In- und Auslandes. Ein Lehrbuch zum Unterricht und Hülfsmittel zum Gebrauch bey andern Wissenschaften. Leipzig: Siegfried Leberecht Crusius 1796, Ersten Bandes zweyte Abtheilung, S. VII; Vgl. Bechstein, Johann Matthäus: Getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände in Hinsicht auf Bechsteins Kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer, Erzieher und Liebhaber der Naturgeschichte. Erstes Hundert. Nürnberg: Kaiserlich-Königlich Privilegierte Kunst- und Buchhandlung A.O. Schneiders und Weigels 1793, S. VIII.

und zum Vergnügen in der Kinderstube aufzuhängen. „[D]enn so frey muß es [das Kind E.H.] durchaus damit umgehen können und dürfen, wenn es ihm Vergnügen und Nutzen schaffen soll.“⁷⁹ In dieser Absicht gelobt Bertuch sein Verfahren, sein Werk in einzelnen Heften erscheinen zu lassen: Statt eines zu schonenden kostbaren Buches gilt es hier, ein „Spielzeug[]“⁸⁰ mit in Kinderhände zu geben.

Noch mehr Möglichkeit bietet kleinen Händen und Köpfen G. F. Riedels und J. D. Herz' *Angenehmes Und Lehrreiches Geschenk für die Jugend* (1783), dessen „Tabellen“⁸¹ nicht nur zum „Illuminieren“, „Nachzeichnen“⁸² und „zu Auszierung der Zimmer“⁸³ empfohlen werden (damit sich „durch wirkliche Einpappung in Bilderbücher, ihre [der Zöglinge E.H.] müßige Zeit und Stunden nicht nur recht vergnügt, sondern auch recht nützlich“⁸⁴ gestalten); die genannten Tabellen lassen sich auch „in sechszeihen kleine Blättchen verschneiden, und diese verschnittene Fächer wieder nach eines jeden Verfassers besondern System, in andere Ordnungen und Formen stellen“⁸⁵, wodurch der spielerische Erwerb von Wissenschaft gesichert wird. Auch Stoy schlägt vor, „den Text mit Papier durchschießen oder, [...] ein eigenes *Buch in Quart* von sechs Büchern gutem Schreibpapiere binden“⁸⁶ zu lassen, in dem sich dann die Lehrlinge ein Parallelsystem der dargestellten Kategorien erarbeiten können. Schließlich trägt der Verfasser der *Naturgeschichte der vornehmsten Säugthiere* (1786) sein

„Scherflein, zum besten dieser lieben Kinder“⁸⁷ damit bei, dass er seinem Buch die Vorlage zu einem Kartenspiel bzw. deren Regeln beifügt, wobei das Spiel dann eben darin besteht, dass das Kind, welches die höchste Nummer gezogen hat, den Lehrer spielt, sich „in einen Großvaterstuhl“⁸⁸ setzt und mit dem Buch in der Hand die anderen ausfragt. Denn Spaß muss zwar sein, aber der Lehre und – des Buches darf man auch nie vergessen.

Mehr als das können das Medium Buch und die dazugehörigen Kulturtechniken natürlich nicht leisten.⁸⁹ Die hier angeführten Beispiele zeigen, dass zwischen Pädagogik und Wissenschaft zwar Wünsche erfüllt, aber zugleich auch fehlgeleitet werden. Denn bei aller Kreativität ist dadurch einerseits gesichert, dass man das Lehrerzimmer nicht mehr verlassen muss, und andererseits bewerkstelligt, dass das große Buch der Natur zum Naturbuch komprimiert wird. „In diesem Fache“, schreibt J. E. Reider in seiner *Naturgeschichte für die Jugend und zum Selbstunterrichte* (1826),

kann nicht zuviel geschrieben werden, da die Naturgeschichte die Grundlage alles Wissens ist, und in welcher Art sie auch gegeben wird, immerhin belehrend wirkt. Ja es wäre für das Besserwerden des menschlichen Geschlechts zu wünschen, daß jede Familie eine Naturgeschichte neben dem Gebetbuche liegen habe, da nur in Anschauung und Ergreifung der Natur jeder Mensch seinen Schöpfer [...] verehren und lieben lernt.⁹⁰

Die Versuche des Mediums, auf die Herausforderungen der Reformpädagogik bzw. der Wissenschaft einzugehen und seine eigenen Grenzen zu übersteigen, sind also begrenzt. So kann die nächste Ge-

79 Bertuch: Bilderbuch für Kinder, Ankündigung und Vorbericht des Werks, S. [5].

80 Bertuch 1792: Bilderbuch für Kinder, Ankündigung und Vorbericht des Werks, S. [3].

81 [Riedel, Gottlieb Friedrich; Herz, Johann Daniel]: Angenehmes Und Lehrreiches Geschenk Für Die Jugend Theils Zum Nützlichen Zeitvertreib Theils Zu Erweckung Eines Innerlichen Antriebs, Nicht Nur Die Naturhistorie Zu Erlernen, Sondern Auch Alsdenn In Reiferen Jahren Durch Eigne Untersuchungen Zu Helfen, Das Dieselbe Je Länger Je Mehr Zu Grösserer Vollkommenheit Gebracht, Und Das Erlernte Auch Selbst Geprüfte In Eignen Und Andern Vorfällenheiten Mit Nutzen Gebraucht Werden Kann. Augsburg: Gemeinschaftliche Handlung der kaiserlich privilegierten französischen Reichs-Akademie 1783, Vorrede S. [2].

82 Ebd., S. [3].

83 Ebd.

84 Ebd.

85 Ebd., S. [2].

86 Stoy: Bilder-Akademie, Anweisung, S. 9.

87 [Anonym]: Naturgeschichte der vornehmsten Säugthiere. Ein Spiel und Lesebuch für Kinder von einem Kinderfreunde. Mit Karten und Kupfern. Breslau; Brieg; Leipzig: Christian Friedrich Gutsch 1786, Vorbericht S. [5].

88 Ebd., Einrichtung des Spiels, S. [1].

89 Dennoch ist das mehr als einige Pauschalurteile Schölers nahelegen („Über die Lehrweise machten sich die Schulbuchautoren wenig Gedanken.“, Schöler: Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts, S. 197), ganz besonders, wenn man die Vorreden berücksichtigt.

90 Reider, Jakob Ernst von: Naturgeschichte für die Jugend und zum Selbstunterrichte. Nürnberg; Leipzig: Conrad Heinrich Zeh 1826, Bd. 1, S. X.

neration von Autoren geradezu nostalgisch werden und den Weg des Kindes aus der Natur in die Lehrstube und – nunmehr unter Anleitung des Lehrers – wieder zurück in die Natur beschreiben: „Und das war doch wunderbar“, erinnert sich Müller, „nun lief ich noch einmal so gern in den Hagen, auf die Wiese, an die Hecken, auf die Haiden und Gott weiß wo noch hin. Es war, als wär’ es mir angethan, daß ich hinaus mußte in die grüne Schule. Und meinen lieben Kameraden ging es nicht besser, ich will sagen, nicht schlimmer. Und warum denn das alles? Weil uns der Vater der Schulstube hinausführte; weil er uns zeigte, [...] was uns alle Tag so rings umgiebt, was uns so zunächst liegt, und doch wieder so ferne, daß wir den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen; weil es so für uns nur noch so wenig am Sädtchen gab, was anderen, und auch alten Leuten, noch böhmische Dörfer waren“⁹¹. Und erst recht begrenzt wurden diese Versuche durch Weiterentwicklung und Ausbau des Schulsystems. Die beschriebene Konstellation von Pädagogik, Naturgeschichte und Buchproduktion löst sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts auf, indem eine Professionalisierung des schulischen Unterrichts beginnt, die sich in zunehmender Curricularisierung⁹² niederschlägt: Je selbstverständlicher sich dabei die Naturwissenschaft als Schulfach etabliert, desto pragmatischer können die Buchautoren verfahren,⁹³ was sich unter anderem auch darin zeigt, dass man sich von nun an mehr um die Begründung der klassenweisen Gliederung des Lehrstoffs als um das Ideal des lebendigen Unterrichts bemüht. Die Wissenschaft gewinnt über die Pädagogik, und diese über die philanthropistisch-naturhistoristische Reform- und Medienpädagogik Überhand. Darüber hinaus verändern sich mit dem Streit für und gegen die naturwissenschaftlichen Fächer ab Ende der 1820-er Jahre die Bedingungen auch insofern, als die früheren Argumente nun in einem völlig anderen legitimatorischen bzw. schulpolitischen Kontext wiederauftauchen. Schließlich kommen zu den alten Argumenten ganz neue dazu, die bereits im Zeichen staatlicher Verschulung und der Psychologie des frühen 19. Jahrhunderts

91 Müller, Karl: Wanderungen durch die grüne Natur. Eine Naturgeschichte für Kinder. Berlin: M. Simion 1850, S. 2.

92 Vgl. nach wie vor Schöler: Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichts; sowie exemplarisch für den Physik- und Chemieunterricht in Preußen Bonnekoh: Naturwissenschaft als Unterrichtsfach.

93 Paradigmatisch für die Anreicherung und die Professionalisierung ist z.B. Oken, Lorenz: Naturgeschichte für Schulen. Leipzig: Brockhaus 1821, Vorrede, S. III–VIII.

wieder einmal anders über den Nutzen von Naturkenntnissen zu berichten wissen.⁹⁴ Nichtzuletzt wandeln sich natürlich auch die Herstellungs- und Gestaltungsbedingungen des Buchwesens: Mag es auf das Bild ankommen oder auch nicht, man kann sich jedenfalls bald umstellen und auch billigerer Technologien und einer sich expandierenden Schulmittelindustrie bedienen.⁹⁵

Dennoch reicht das Bewusstsein, dass es zum Wissen über die Natur besonderer medialer Strategien bedarf – als welche hier komplementär dessen ‚Verbuchung‘ und Verbildlichung angeführt wurden – weit ins 19. Jahrhundert hinein und auch darüber hinaus. Das Naturbuch behält medienhistorisch grundsätzlich auch später seine papiernen Konturen und kann sich auch den modernen Medien gegenüber durchaus behaupten. Aber das ist bereits und sicher auch eine ganz andere Geschichte.

94 Vgl. Grünewald, Chr.: Lehrbuch der Naturgeschichte für Lehrer und Lernende. Kaiserslautern: J.J. Tascher 1836, dessen Vorrede eindeutig mit der Vermögenslehre der zeitgenössischen Philosophie operiert.

95 Vgl. Schinz:, Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere, S. IV.